



10. Dezember 1925

CARL SEVERING UND WIEDER FÜR DIE GROSSE KOALITION

NACH den Ergebnissen der Dezemberwahlen des vergangenen Jahres habe ich an dieser Stelle versucht die Errichtung der Großen Koalition im Reich zu begründen.¹ Vom Gesichtspunkt der Aufgaben betrachtet, die der neue Reichstag zu erfüllen hatte, kam es darauf an eine arbeitsfähige, die Stetigkeit der Innen- und Außenpolitik verbürgende Parlamentsmehrheit zusammenzubringen, die trotz der Parteienzersplitterung auf der Grundlage der Großen Koalition von den Sozialdemokraten bis zur Deutschen Volkspartei gegeben war. Die Große Koalition kam nicht, sondern, nach den vergeblichen Bemühungen des damaligen Reichskanzlers Marx um Bildung einer Regierung der Volksgemeinschaft, die durch einige sogenannte Fachminister unzulänglich drapierte Rechtsregierung. Es ist aber auch das eingetreten, was hier schon im Januar vorausgesagt war: Die Regierung ist zerbrochen, und wir stehen heute vor der selben Frage: Was sollen wir also tun?

Freilich sind inzwischen einige Bilder an uns vorübergezogen, die auf gewisse Parteien wie eine Art Lehrfilm wirken sollten. Insbesondere haben die Deutschnationalen den schlüssigen Beweis dafür erbracht, daß sie für eine vernünftige, wirklichkeitsnahe Außenpolitik, die die Grundlage des Wiederaufstiegs Deutschlands sein muß, noch nicht reif sind. Und auch die Wahlversprechungen der Deutschnationalen in der, bestimmte Schichten des Volkes besonders erregenden Frage der Aufwertung haben sich inzwischen als Täuschungen erwiesen. Die politische Konjunktur ist für sie darum nicht besonders günstig. Aber für den, der nicht gerade mit Scheuklappen durch das Leben geht, hätte es dieser Feststellungen nicht erst bedurft, um zu sehen, daß der Kurs, den die Deutschnationale Volkspartei zurzeit steuert, den Erfordernissen einer wirklich deutschen Außenpolitik nicht gerecht wird.

Wie schaffen wir nun eine feste Regierung und eine arbeitsfähige Parlamentsmehrheit, diese beiden Voraussetzungen für eine ruhige und stetige Entwicklung unserer Außen- und Innenpolitik? Die Antwort kann wieder nur lauten: durch die Große Koalition. In sozialdemokratischen Tageszeitungen ist, meines Erachtens durchaus zutreffend, darauf aufmerksam gemacht worden, daß es bei der Vorbereitung dieser Aufgabe weniger darauf ankomme

¹) Siehe Severing]Für die Große]Koalition, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 1 und folgende.

Ministerkandidaten zu nominieren als vielmehr Stellung zu den großen Verpflichtungen zu nehmen, deren Erfüllung der künftigen Reichsregierung obliegt. Da steht immer wieder und noch für lange Zeit die Außenpolitik im Vordergrund. Wer den Locarnoschritt getan oder mitgetan hat, darf ihn nicht wieder zurückgehen, der darf aber auch nicht stehen bleiben wollen. Diese Erkenntnis ist heute sicherlich Gemeingut der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Sie muß folgerichtig zu dem festen Willen führen die Politik der Verständigung auf dem europäischen Kontinent vor allen Angriffen und Schwankungen zu schützen, ihren Kurs unmittelbar mit zu bestimmen, ihn auf Gesamteuropa richten zu helfen. Das bedeutet aber innenpolitisch, um es auf die kürzeste Formel zu bringen: Sie muß zur Bereitschaft zur Großen Koalition führen.

Dagegen ist geltend gemacht worden, daß eine Unterstützung der Regierungspolitik nicht zum Eintritt in die Regierung verpflichte, daß man der Sozialdemokratischen Partei die so oft, insbesondere im Herbst 1923, bewiesene Opferbereitschaft schlecht gedankt habe, und daß Ehre und Selbstachtung der Partei gebieten Garantien gegen eine Wiederholung derartiger Vorgänge zu fordern. Außerdem mahnten die Sorgen und Nöte des kommenden Winters die Partei nicht mit einer Verantwortung zu belasten, die ihr im Kampf mit den sogenannten Kommunisten sehr lästig werden könnte. Man kann auch diese Bedenken nicht mit einer Handbewegung abtun. Gewiß ist damit zu rechnen, daß man für alle Entbehrungen, die insbesondere in den Arbeitermassen zur bittersten Not führen, von kommunistischer Seite in Presse und Versammlungen die sozialdemokratischen Regierungsmitglieder verantwortlich machen wird. Und man muß auch darauf gefaßt sein, daß ein großer Teil der Rechtspresse diese Demagogie von links noch um ein erkleckliches zu übertrumpfen versuchen wird. Es soll auch nicht bestritten werden, daß die Haltung, die die Deutsche Volkspartei der Sozialdemokratie gegenüber namentlich vom Oktober 1923 an beobachtet hat, zu einer Arbeitsgemeinschaft mit ihr nicht gerade ermuntert. Aber alle diese Bedenken dürfen nicht zu einer Politik der Enthaltung führen, die identisch wäre mit einer Enthaltung von der Politik. Weil die Kommunisten ihr Rekrutierungsgebiet in den sozialdemokratischen Arbeitermassen suchen, werden sie ohnehin und um jeden Preis die Sozialdemokratie für alle Unzulänglichkeiten im wirtschaftlichen und politischen Leben verantwortlich machen, ganz gleich, ob sozialdemokratische Minister in der Regierung sitzen, oder die sozialdemokratische Fraktion eine "sozialistenreine" Regierung unterstützt. Für die Sozialdemokratie aber muß es darauf ankommen die wirtschaftlichen und politischen Nöte, die am härtesten doch die Arbeiterklasse drücken, durch eine positive Mitarbeit an einer zukunftsstarken Außenpolitik zu beseitigen oder doch wenigstens zu mildern. Damit leistet sie der Arbeiterklasse wie dem ganzen Volk einen ungleich wertvollern Dienst als die lärmenden Demagogen, deren hehrstes politisches Ziel die Verunglimpfung sozialdemokratischer Vertreter ist. In den Massen setzt sich schließlich doch die Partei durch, die sich nicht scheut die Verantwortung für eine unbequeme Gegenwart zu übernehmen, wenn sie damit dem Volk eine bessere Zukunft bereitet. Die Deutsche Volkspartei hat sicherlich schwere Fehler begangen, an der Sozialdemokratie und an *sich selbst*. Es hat aber in der Politik gar keinen Sinn sich über Treulosigkeit zu entrüsten oder sich über die Fehler der *anderen* zu ärgern. Fehler vermeiden und Fehler wiedergutmachen kann

man nur in der *eigenen* Partei; und auch das soll manchmal schwer fallen. Jedenfalls ist angesichts der Lage unseres Volkes und insbesondere seiner schaffenden Stände für eine Politik der "gekränkten Leberwurst" kein Raum. Inzwischen sind ja auch die anderen um eine Enttäuschung reicher geworden, die sie befähigen sollte im Umgang mit Parteien klüger zu sein.

Eine Besserung der wirtschaftlichen Lage Deutschlands ist nur durch starke Hebung seiner Produktion und Wiedergewinnung seiner Warenabsatzgebiete zu erwarten. Voraussetzung hierfür wie für die Behebung der produktionshemmenden Kreditnot bleibt immer eine Außenpolitik der Verständigung in erster Linie mit den Nachbarvölkern, denen wir im Hinblick auf die geographische Lage und wirtschaftliche Struktur unseres Landes am nächsten stehen, die dann zu einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit ihnen führt. Es gibt unter den Deutschnationalen eine Reihe einsichtiger Männer, die sehr wohl wissen, daß wir nur durch eine Politik solcher Art wieder vorwärts und aufwärts kommen. Aber solange die Deutschnationale Volkspartei in ihrer Gesamtheit noch glaubt sich dem Druck der sogenannten Vaterländischen Verbände beugen zu müssen, solange bei ihr der Gedanke noch eine Rolle spielt, daß wir uns einmal mit fremder Waffenhilfe "Revanche" verschaffen könnten, so lange darf die Außenpolitik von den Deutschnationalen nicht beeinflußt werden. Das Scheitern der Großen Koalition wäre der erste Schritt, der uns wieder von Locarno, damit von Europa, entfernte. Das wäre kein Aufbau, das wären neue Trümmer.

Möge uns deshalb das Jahresende bringen, was der Jahresanfang uns versagte: eine Zusammenarbeit der großen Parteien des Reichs, die über geschriebene Pakte hinaus zu einer wirklichen Befriedung unseres Kontinents kommen wollen. Es kann vielleicht ganz nützlich sein für eine solche Arbeitsgemeinschaft vorher bestimmte Richtlinien zu vereinbaren. Aber wichtiger als alle Richtlinien für Einzelfragen ist die Erkenntnis, daß es der Zusammenfassung aller produktiven Elemente des deutschen Volkes bedarf, um für eine längere Zeit unserm Land Erschütterungen fernzuhalten und die formalen Bestimmungen der Locarnoverträge zu konkreter, fruchtbarer Auswirkung zu bringen. Diese Erkenntnis, im Verein mit dem Willen alle unsere Kräfte für raschen Neubau unserer Wirtschaft einzusetzen, wird auch wirtschaftspolitische Einzelprobleme lösen, die jetzt so schwer lösbar scheinen.

MAX COHEN · LOCARNO UND KONTINENTAL-EUROPA

MAN wird die Haltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, die es ermöglicht hat die Verträge von Locarno ohne Parlamentsauflösung zu verabschieden, nur gutheißen können. Die Mehrzahl der Abgeordneten hatte inzwischen wohl eingesehen, daß der früher gefaßte Beschluß der taktischen Opposition in jedem Betracht falsch gewesen war. Auch parteipolitisch wären zweifellos keine großen Lorbeeren zu ernten gewesen, wenn man den klaren Sachverhalt durch eine verschmutzte Technik (zuerst Ablehnung im Reichstag, dann Zustimmung im Wahlkampf) so kompliziert hätte. Es war also richtig das von vornherein anzunehmen, was man ohnehin wollte. Damit ist noch nicht gesagt, daß dieses Wollen selber der Ausfluß lange besessener Einsicht war.

Auch wenn man nicht allzusehr in der Vergangenheit herumgraben möchte (sie ragt ja leider meist sehr viel tiefer in die Gegenwart hinein als oberflächliche Betrachter annehmen), muß bei dieser Gelegenheit die von der Presse der Linken und ihren Rednern verkündete Auffassung zurückgewiesen werden, als ob jene Politik, die nunmehr zum Abschluß der Locarno-verträge geführt hat, von jeher die Politik der Linken gewesen wäre. Solche Behauptung entspricht nicht der Wahrheit. Weder die Linke noch die Rechte hat diese Politik von jeher getrieben. Es hat vielmehr erst des furchtbaren, den ganzen wohlhabenden Mittelstand und das Produktionskapital vernichtenden Ruhrkriegs bedurft, damit die politischen Parteien zu der Erkenntnis kamen, daß nur eine aufrichtige Wiedergutmachungs- und Verständigungspolitik Deutschland retten könnte. Heute steht es ja fest, daß dieser verheerende Kampf zu vermeiden gewesen wäre, wenn die Erfüllungsbereitschaft, die sich nachher durch die Zustimmung zum Dawesvertrag kundgab, schon vorher vorhanden gewesen wäre. Nun liegen die 7 schlimmsten Nachkriegsjahre hinter uns, und der Weg ist jetzt, endlich, frei für eine Politik des Friedens und des Zusammenarbeitens in Europa. Es wird aber scharf betont werden müssen, daß die Locarno-verträge an sich diesen Zustand noch keineswegs bedeuten. Sie bieten nur die Möglichkeit ihn herzustellen. Es wird ganz davon abhängen, wie vor allem das deutsche Volk das Instrument von Locarno handhabt, ob die an diesen Namen geknüpften Hoffnungen sich verwirklichen werden. So sehr man das auch glauben möchte, so wird man es vorläufig noch keineswegs als sicher bezeichnen können. Es stimmt bedenklich, daß die deutsche Linke der Interpretation der Verträge zustimmt, die nicht etwa von Aristide Briand oder von Emile Vandervelde sondern von Austen Chamberlain gegeben wurde. Wenn der tiefere Sinn des Locarnoabkommens sich durchsetzen soll, so bedarf es eines Geistes, der in der ausschlaggebenden zwischen Deutschland und Frankreich stehenden Frage: der elsässischen, wirklich aufrichtig ist und sich nicht auf einen bloßen Verzicht auf kriegerische Mittel zurückzieht. Die Frage der Zugehörigkeit des Elsaß und Lothringens muß für Deutschland endgültig erledigt sein. Was die Elsässer und Lothringer selber tun werden und wollen, ist ihre Sache, nur ihre, nicht die Deutschlands, ist übrigens, was man bei uns ehrlich zugeben sollte, längst nicht mehr zweifelhaft. Mehr als einmal hat die Bevölkerung des Elsaß bei Gelegenheit der Wahlen mit aller Deutlichkeit kundgetan, daß sie, trotz alemannischer Abstammung und Sprache, staatlich zu Frankreich gehören will. Wenn man im Deutschen Reich diese Tatsache endlich anerkennen und respektieren wollte, wird das Elsaß in Wahrheit die Brücke werden, die Frankreich mit Deutschland verbindet.

Man kann gar nicht oft und deutlich genug darauf hinweisen, daß der eigentliche Sinn der Locarno-verträge, richtig erfaßt, der Beginn einer Zusammenfassung der europäischen Völker ist. Innerhalb dieser Zusammenfassung aber muß die deutsch-französische Zusammenarbeit der erste Schritt sein. Ohne sie gibt es keine europäische Konzentration und keinen europäischen Frieden, mit ihr ist beides sicher. Vielleicht ist zu keiner Zeit seit Kriegsende eine deutsch-französische Annäherung so nah erreichbar gewesen wie heute. In Frankreich scheint die psychische Situation für sie jetzt gegeben. Die Erbitterung über die Kriegszerstörung hat im Lauf der Jahre einem Bedürfnis nach Ruhe und friedlichem Schaffen Platz gemacht. Jeder,

der mit dem französischen Volk selbst Fühlung nimmt, berichtet das gleiche. Insbesondere sind die Vertreter der französischen Wirtschaft mehr und mehr davon überzeugt, daß für sie die Zukunft in der Kooperation mit der deutschen Wirtschaft liegt. Ich habe Anfang Oktober bei einem Aufenthalt in Paris mit einer ganzen Reihe von Technikern und anderen, die der Wirtschaft nahestehen, über die Aufgaben und Probleme des Neuaufbaus gesprochen. Stets hatte ich dabei das Gefühl, daß nüchterne Überlegung und gute Kenntnis der eigenen Interessen die Franzosen auf eine Aussöhnung mit Deutschland hindrängen. Frankreichs Bauerngrundlage, seine verhältnismäßig geringe Bevölkerungsvermehrung, die Notwendigkeit sein großes Kolonialreich zu erschließen, die Rolle und Bedeutung seiner Eisenwirtschaft: alles das sind wichtige Momente für seine Bereitschaft mit Deutschland zu gehen. Diese Friedensgesinnung der Mehrzahl der Franzosen entspringt aber beileibe nicht dem Gefühl eigener Schwäche. Die Franzosen sind sich vielmehr der starken Stellung ihres Landes auf dem Kontinent sehr wohl bewußt. Und ihre militärische Kraft hat sich in den 4 Jahren des Weltkriegs den Augen der ganzen Welt offenbart. Dessen ist sich jeder Franzose, auch der extreme Pazifist, bewußt. Nichtmilitaristische Gesinnung bedeutet nicht etwa Mangel an militärischer Qualität. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, der sich nur an Deutschland selbst rächen würde, wollte man bei uns in dem Aussöhnungsbedürfnis Frankreichs ein Anzeichen von Angst erblicken. Jenes Bedürfnis kommt vielmehr aus der klaren Erkenntnis der an Europa gebundenen, daher gemeinsamen Interessen Frankreichs und Deutschlands. Aus ihr entsteht in Frankreich immer bewußter die Tendenz zur Vereinigung des Kontinents. In der Tat, wenn man die wirkliche Lage Europas kennt, kann man nicht mehr darüber im Zweifel sein, wie notwendig der Zusammenschluß der europäischen Staaten, besonders in wirtschaftlicher Beziehung, ist. Die Gestaltung der großen Wirtschaftsimperien Panamerika, Britisches Reich, Ostasien geht unaufhaltsam vor sich, und auch die Entwicklung der einzelnen Teile des ehemaligen Russischen Reichs zeigt deutlich die Tendenz zur Wiedervereinigung in föderativer Form, die nach der Überwindung der bolschewistischen Sterilität erfolgen wird. Da ist es die höchste Zeit für unsern Kontinent gleichfalls eine Einheit zu werden.

Die unrationellen Wirtschaftsmethoden der einzelnen europäischen Staaten, von denen jeder am liebsten alles produzieren möchte, können nicht mehr lange aufrechterhalten werden. Es muß hier eine Arbeitsteilung Platz greifen, damit endlich aus Kraftverschwendung Produktivität wird. Freilich wird es im alten Europa eine ganze Reihe von Interessierten geben, die sich einer solchen europäischen Arbeitsteilung mit Entschiedenheit widersetzen. Darauf kommt es aber nicht an. Fast alle großen Dinge müssen gegen die unmittelbar Beteiligten durchgesetzt werden. Für die einzelnen Staaten als solche ist, gesamtwirtschaftlich, die Arbeitsteilung natürlich auch ein Vorteil. Bei ihr liegen die Dinge ja nicht so, daß die einen nur geben und die anderen nur empfangen; es handelt sich vielmehr um eine Frage der zweckmäßigsten Produktionseinrichtung auf der Grundlage des gegenseitigen Gebens und Nehmens. Nur auf diese Weise wird es möglich sein jedem einzelnen Land die Produktionsgebiete zuzuweisen, auf denen es wirklich so leistungsfähig ist, daß es auf dem Weltmarkt in Wettbewerb zu treten vermag. Bei einem solchen Gewinn wird jedes Land gern bereit sein auf

alle jene Produktionsstätten zu verzichten, bei denen die Erzeugung nicht auf natürlichen Voraussetzungen beruht sondern künstlich durch in irgendwelcher Form gemachte Zuschüsse aufrechterhalten wird. Freilich kann ein solches Ziel nicht mit einseitiger Herabsetzung von Zöllen oder gar Zulassung des Freihandelssystems durch ein Land oder einzelne Länder erreicht werden. Es gibt bei uns Politiker, die das gerade jetzt in Deutschland verlangen. Ein solches einseitiges Vorgehen Deutschlands bedeutete lediglich einen Verzicht, dem kein Gewinn gegenüberstände. Alle Maßnahmen mit dem Ziel der Arbeitsteilung müssen auf Gegenseitigkeit beruhen. Die Entwicklung wird wahrscheinlich mit der Verständigung führender Staaten beginnen, wie das auf dem Gebiet der Eisenwirtschaft schon lange zwischen Deutschland und Frankreich geplant ist. Es dürfte nicht uninteressant sein bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß vor kurzem der bekannte Großindustrielle Arnold Rechberg auf einem von der Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte in Berlin veranstalteten kontradiktorischen Vortragsabend am 9. November mitteilte, daß nach sorgfältigen Berechnungen maßgebender Wirtschaftler eine Gemeinschaftsarbeit Deutschlands und Frankreichs auf dem Gebiet der Montanwirtschaft eine Produktionsersparnis von 20% bedeuten würde. Von anderer Seite wurde an diesem Abend befürchtet, daß eine derartige Leistungsfähigkeit zur Niederkonkurrierung der anderen Völker auf dem Weltmarkt benutzt werden könnte. Diese Angst ist vollkommen grundlos. Nicht allein, daß es sich zuerst einmal nur darum handelt, daß die beiden europäischen Staaten ihre Konkurrenzfähigkeit überhaupt wiedererlangen, es muß auch gesagt werden, daß ein solcher Wettbewerb, wenn er zustande käme, nicht etwa zu internationalen Konflikten sondern im Lauf der Zeit gerade zur Schaffung übergeordneter Organe führen würde, die den bis dahin ungezügelten, sich gegenseitig bis aufs Blut bekämpfenden Kapitalismus eindämmten. (Die Entwicklung, die binnenstaatlich zu Kartellen, Trusts usw. geführt hat, ist auch nichts anderes.) Keinesfalls aber wird man, aus welchen Gründen immer, auf die Wirksammachung seiner Leistungsfähigkeit verzichten dürfen. Das wäre der Verzicht auf die Produktion schlechtweg, der niemandem nützte, und den niemand verantworten könnte. Durch die Zusammenfassung der europäischen Staaten würde neben den bereits genannten 4 Imperien ein 5. Komplex: Kontinentaleuropa, entstehen, das durch gemeinsame Arbeit wie die Tatsache, daß ihm, namentlich in Afrika, die den Kontinentalstaaten gehörenden Kolonialgebiete zur Seite stünden, ebenso wie die anderen Imperien zu einer relativen Autarkie gelangen, das heißt in dem lebenswichtigen Bedarf sich nötigenfalls selbst erhalten könnte. Es wäre vollkommen falsch anzunehmen, daß alle die Kämpfe, die wir bisher auf dem kleineren Staatengebiet erlebt haben, sich dann auf dem größeren Imperiengebiet ebenfalls abspielen müßten. Die Gefahr solcher Auseinandersetzungen wäre in Wirklichkeit nicht vorhanden, da, wenn die Entwicklung erst einmal so weit vorgeschritten ist, ein den Frieden sicherndes Weltgleichgewicht (im Gegensatz zu dem den Krieg bewirkenden europäischen Gleichgewicht englischer Prägung) erreicht sein wird. Es läge wirklich kein Grund zu kriegerischen oder sonstigen Konflikten vor, da alle Imperien all das hätten, dessen sie zur Aufrechterhaltung ihrer Wirtschaft bedürfen. Was könnte sie reizen einander mit Krieg zu überziehen, da sie vom andern nichts gewinnen könnten, was sie nicht ohnedies schon besäßen?

Natürlich sind wir noch lange nicht so weit, daß wir bereits von der vollzogenen Organisierung der Welt durch die 5 großen Imperien sprechen können, und unsere ganze unmittelbare Sorge muß darauf gerichtet sein mit der Organisierung des europäischen Festlands zu beginnen. Gegen diese europäische Zusammenfassung wird von gewissen Seiten eingewendet, daß man durch sie eine vollkommene Nivellierung, eine Zerstörung der Selbständigkeit und der Art der verschiedenen Nationen herbeiführe, die durchaus unerwünscht sei. Es ist interessant, daß zum Beispiel in der verdienstvollen Rundfrage, die Coudenhove-Kalergi über diese Frage veranstaltet hat, verschiedene Minister kleinerer Staaten hervorgehoben haben, vor allem müsse die Souveränität der Staaten erhalten bleiben, und der Wiener Universitätsprofessor Othmar Spann hat sich mit Emphase gegen eine solche Zusammenfassung gewandt, die er »nicht einmal für wünschenswert, geschweige denn für notwendig« hält: »Schafft die Farben ab, und es bleibt nur grau übrig.« Ärger kann man das, was mit der wirtschaftlichen Konzentration Europas bezweckt wird, überhaupt nicht verkennen, primitiver kann man das Postulat nicht verstehen. Es handelt sich doch keineswegs darum die nationalen Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker zu beseitigen und ihrer Selbständigkeit, besonders auf kulturellem Gebiet, etwas abzuziehen. Auch ich bin der Meinung, daß national selbständige Völker wirtschaftlich wie kulturell höhere Leistungen hervorzubringen vermögen als national unterdrückte. Aber gerade *wegen* der möglichst weit zu treibenden nationalen Differenzierung ist, das ist ja hier immer wieder und wieder betont worden, wirtschaftliche Integrierung notwendig. Ohne diese ist auf die Dauer nationales Eigenleben nicht möglich. Die vollkommene wirtschaftliche Souveränität kleiner Staaten existiert ja heute bereits nicht mehr, sie ist in Wirklichkeit nur Schein. Bleibt aber jeder Staat für sich, so ist die Folge nur die Abhängigkeit des schwächeren vom stärkeren, und solche Abhängigkeit führt auch zu nationalkultureller Unterdrückung. Nur wenn alle zusammenarbeiten, ist der einzelne nicht auf den andern sondern auf das Ganze angewiesen, dieses aber wiederum auf die Höchstentwicklung der geistigen Kraft jedes einzelnen. Die Unterdrückung eines Teils würde also das Ganze schädigen. Und darin liegt die Sicherheit für die Freiheit der einzelnen Nation. Die wirtschaftliche Zusammenfassung Europas führt also keineswegs zur geistig-seelischen Nivellierung sondern schafft im Gegenteil all den wertvollen Eigenheiten der Nationen Raum zu weiterer Entfaltung, indem sie ihnen die Sicherheit der wirtschaftlichen Existenz verbürgt.

Es gibt aber auch Gegner der kontinentaleuropäischen Zusammenfassung auf der Seite enragierter Pazifisten und Völkerbundsfreunde. Sie meinen, daß der Vereinigte europäische Kontinent eine Art Konkurrenzgründung gegen den Völkerbund sei, an dem sie mit allen Fibern ihres Herzens hängen. Das ist ein Irrtum. Man mag über den Völkerbund denken, wie man will, aber man wird nicht bestreiten können, daß er die Völker der ganzen Welt nicht gerade organisch sondern mechanisch wahllos zusammenfaßt und deshalb auch nicht die Wirkung auszuüben vermag, die man ihm wünschen möchte. Auch für den Völkerbund wird es von großem Nutzen sein, wenn er nicht, wie bisher, aus großen und kleinen Mitgliedstaaten sondern aus Organismen besteht, die ihrerseits bereits Staaten vereinigt haben, die

aus wirtschaftlichen, geographischen, kulturellen Gründen zusammengehören und daher natürliche Gebilde darstellen. Auf einem solchen Fundament würde auch der Völkerbund viel besser ruhen und wirklich das sein, was er nach seiner Satzung sein soll.

Die Vereinigung des europäischen Kontinents wird, wie die Dinge heute liegen, nicht unter der Zustimmung Englands vor sich gehen. Nicht, als ob England unter allen Umständen einem geeinigten Kontinentaleuropa feindlich gesinnt sein müßte. Sein wahres Interesse erforderte gerade die Begünstigung solcher Einheit. Würde die Tatsache ihres Bestehens doch auch in England all die Kräfte freimachen, die auf einen engern Zusammenschluß der einzelnen Teile des britischen Imperiums hinzielen. Wenn so Kontinentaleuropa keineswegs im Gegensatz zu den Lebensbedingungen Englands steht, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß Großbritannien bisher stets bestrebt war die Einigung der europäischen Staaten zu verhindern, weil es, psychologisch durchaus begreiflich, die Vorzugsstellung nicht gegen die Gleichberechtigung in der Arbeit austauschen will. Aus diesem Grund wird Großbritannien, solange es dazu imstande ist, an seiner Balance of power-Politik festhalten. Es wird sie erst dann preisgeben, wenn es vor der vollendeten Tatsache des Vereinigten europäischen Kontinents steht, in dem für sie kein Raum mehr ist. Auch seine Haltung in den Locarnofragen bestätigt das. Wenn England auch gegen eine Aufrechterhaltung der Westgrenzen zwischen Deutschland auf der einen und Frankreich und Belgien auf der andern Seite offiziell nichts einzuwenden hat und sich sogar zum Garanten dieser Grenze macht, so hat es doch die Garantie für die Friedenssicherung im Osten nicht übernommen. England will die Faktoren der europäischen Unsicherheit nicht gänzlich beseitigt sehen, damit es jederzeit die Möglichkeit hat Mächtegruppierungen zu schaffen, die sich gegen den stärksten europäischen Staat, den England stets als Gegner empfindet, verwenden lassen. Die Aufrollung der europäischen Frage in diesem Sinn ist natürlich im Osten genau so gut möglich wie im Westen, und es wird wesentlich an der deutschen Politik liegen, ob es England gelingt vermittelt der östlichen Einbruchsstelle die Völker des Kontinents auch für die Zukunft gegen einander auszuspielen. Das wird in dem Augenblick nicht mehr möglich sein, da Frankreich und Deutschland, beginnend auf einigen, naheliegenden Wirtschaftsgebieten, in ein immer engeres wirtschaftliches und politisches Verhältnis zu einander gelangen.

All diese Tatsachen müssen wir uns klar machen, wenn wir die immanente Tendenz des Locarnoabkommens richtig begreifen wollen. Nur wenn diese in der hier angedeuteten Weise verwirklicht wird, ist die Kriegsgefahr in Europa gebannt. Im andern Fall wird sie als dauerndes Schreckgespenst vor unserer Türe stehen. Wenn man daran denkt, was ein neuer Krieg auf dem Kontinent bedeutet, kann, sollte man meinen, die Entscheidung dem deutschen Volk nicht schwer fallen. Europa ist durch die Folgen des Krieges von 1914 bis 1918 eine Schicksalseinheit geworden, ist sich dessen aber noch nicht entfernt bewußt. Wir brauchen auf unserm Kontinent ein europäisches Gemeinschaftsgefühl. Jeder Deutsche wird sich, gerade aus deutschem Nationalgefühl heraus, zu diesem europäischen Gemeinschaftsgefühl bekennen müssen.



MAX SCHIPPEL · AGRARSCHUTZ, PREISABBAU UND AGITATIONSPOLITIK



ALS der deutsche Zolltarif im Juni und Juli dieses Jahres zur Beratung stand, wurde hier vor einer Haltung gewarnt, die nur zur vollständigen geistigen und politischen Isolierung der deutschen Sozialdemokratie führen könne. Und zwar nicht nur zu einer Isolierung innerhalb des Getriebes der Parteien im Reich; der übliche Radikalismus würde darin vielleicht nur einen neuen Beweis des unverwischbaren Gegensatzes zwischen den grundlegenden Interessen der Arbeiterklasse und aller anderen sozialen Schichten erblicken, obwohl seit der russischen "zielbewußten" Arbeiter- und Bauernverbrüderung ein großer Teil unserer äußersten Linken von der überwiegend bäuerlichen Masse der agrarischen "Produzenten" nicht mehr einfach als den geborenen und geschworenen Todfeinden der "Konsumenten" spricht. Die Isolierung betrifft vielmehr die ganze Stellung des deutschen Flügels in der internationalen Arbeiterbewegung.

In Österreich, wie hier öfter dargelegt wurde¹, verkünden unsere Parteigenossen, und zwar vor allem gerade die hervorragendsten und unverdächtigsten, seit dem Wiederbeginn der handelspolitischen Erörterungen mit einer gewissen Vorliebe das Evangelium der agrarischen Preisnorm. Dies heißt unter Umständen: des staatlich künstlichen Preisemporziehens über einen nichtlohnenden produktionsvernichtenden Weltmarktpreis hinaus, sei es durch eine Art preisregulierenden Kanitzschen Staatsmonopols, sei es durch gleitende Getreidezölle, die sich mit dem Anziehen der Weltmarktsagrarpreise verkürzen, mit der Senkung der Weltmarktpreise dagegen automatisch heben. Nicht der seit dem Ende der siebziger Jahre beherrschende Leitgedanke des Agrarschutzes wird hier mehr verworfen sondern lediglich die starre Form, in die er sich, unter Umständen zum Nachteil der agrarischen Unternehmer selber, bisher kleidete. Gleichfalls auf das Ziel der Preisnormierung (wohlgemerkt: im allgemeinen über den freien Weltmarktpreis hinaus) kommen mehr und mehr die englischen Genossen zu, und das Einfuhrmonopol, wenn nicht glattweg das Kanitzsche, so doch eine Art kanitzianisches Monopol, wird in diesen Kreisen seit längerem schon recht unbefangen erwogen und empfohlen. In Frankreich hat die Sozialdemokratie seit den Tagen Jaurès' niemals in der Verweigerung jeder agrarisch protektionistischen Preisaufbesserung einen Prüfstein des Verständnisses für die Arbeiterklasseninteressen gesehen sondern die Rückwirkung einer Agrarkrise auf Industrieabsatz und Arbeitsmarkt stets weitblickend im Auge behalten.

Nur in Deutschland ist unter Parteigenossen das alte Freisinnige ABC-Buch nach wie vor Trumpf, das selbst angesichts des vernichtenden internationalen Preisdrucks der achtziger und vollends der neunziger Jahre (mit dem Gipfel von 1894 bis 1896) noch immer, als wäre auf dem Weltmarkt nichts geschehen, von der harmlosen Stammtischvorstellung einer ganz befriedigenden nor-

¹) Über die handelspolitische Stellungnahme der ausländischen Arbeiterparteien siehe *Schippe* Zollpolitik und Arbeiter, Arbeiterparteien und Handelspolitik, Agrarschutz und Sozialdemokratie, ferner Die Zollfrage, in den Sozialistischen Monatsheften 1924 Seite 364 und folgende, 680 und folgende, 746 und folgende und 1925 Seite 323 und folgende; über Amerika siehe Die Änderung der Kräfteverhältnisse zuungunsten der Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten und Die Agrarbewegung in Amerika, in den Sozialistischen Monatsheften 1922 II Seite 918 und folgende und 1923 Seite 666 und folgende.

malen Preishöhe bei ungestört freier Wirtschaftsentfaltung ausging. Wer von der größten Preis- und Wirtschaftsrevolution, die Europa seit dem Hereinströmen der ersten überseeischen Edelmetallschätze jemals von außen her getroffen hatte, wie Eugen Richter nichts sah und nichts hörte, hatte es freilich leicht jede unter dem Druck äußerster Not staatlich versuchte Preisaufbesserung unbesehen mit entsprechender Konsumentenschröpfung, mit abermals entsprechender Grundrentensteigerung und daraufhin mathematisch unwiderleglich zu errechnender 20- und 25facher Kapitalswertsteigerung von Grund und Boden zu identifizieren. Wir schwelgen in Deutschland nach 40 und 50 Jahren noch in diesen vorbildlichen Rechenleistungen², während wiederum dieser von der Weltwirtschaft und dem Produktionsleben geistig abgeschlossene deutsche Altliberalismus seinerseits an die begeisternden Überlieferungen der alten englischen Antikornzollagitation anknüpfte, so daß bei dieser jahrzehntelangen Komödie der Irrungen zuletzt Kornzölle, die einen zermalmenden Preissturz mildern und wenigstens zum Teil ausgleichen sollten, Kornzöllen gleichgesetzt wurden, die eine durchaus genügende Preisnorm zu einer, nur unter den Kriegsverhältnissen der Napoléonischen Ära allenfalls zeitweise erträglichen Preisabnormität emporgetrieben hatten. Aber von dieser fast unbegreiflichen Macht der Überlieferung und der geistigen Beharrungskraft haben sich unsere ausländischen Parteigenossen fast immer frei gehalten. Antiagrariarier des deutschen Schlages gibt es sonst nirgends in der Welt und oft am allerwenigsten gerade in der Arbeiterbewegung der verschiedenen Länder.

DIE bis zur Gegenwart fortwirkende, von vornherein ganz schiefe Auffassung des Agrarschutzes hat uns selbstverständlich gegenüber den tatsächlichen Vorgängen seit dem Sommer und Herbst recht oft in eine unerquicklich hilflose Lage versetzt. Nicht nur zu unseren Voraussagen sondern zu der augenblicklichen tatkräftigen Wahrung der wirklichen Arbeiter- und Konsumenteninteressen und noch dazu zu der gleichzeitigen Haltung unserer Parteigenossen im Ausland gerieten wir gar nicht selten in recht befremdenden Widerspruch. Mitunter widersprachen sich sogar bei dem gleichen Parteiblatt ziemlich schroff und unausgeglichen der politische Teil, in dem ausschließlich oder doch vorwiegend die überlieferte bequeme "prinzipielle" Anschauung vorherrschte, und der wirtschaftliche Teil, in dem zuweilen die widerspenstigen Tatsachen ruhigeres Gehör fanden.

Um die im Sommer noch umstrittenen Getreidezölle zum mindesten als für die absehbare nächste Zeit überflüssig hinstellen zu können, hatte man sich in den reichsdeutschen Parteiblättern gewöhnt auf ohnehin schon hohe und demnächst fortgesetzt steigende Preise zu schwören: »Der gegenwärtige Reichstag darf nicht anders handeln! Die jetzt schon steigende Tendenz

2) In meinem Dresdener Wohnbezirk setzt man diesem Eiffelturm der antiagrarischen Verästeltheit neuerdings noch einige weitere Stockwerke auf. Mit unverkennbarer Vorliebe wird die Höhe der städtischen Wohnungsbaugrundrente und die ganze Wohnungsmisere mit den Agrarzöllen in Verbindung gebracht. Natürlich: Grundrente und damit Häuserpreise und Mietskasernenmieten im Alaunstraßenviertel oder in den dichtesten Bezirken Pieschens und Löbtaus werden maßgebend bestimmt durch den Preis des Getreides, das man auf den betreffenden Wohnungsbodenflächen seinerzeit einmal bauen konnte und heute allenfalls bauen könnte; und wenn man dieses Getreide nochmals durch Zölle "verteuert" (Zölle die einen Preissturz aufhalten, waren für den richtiggehenden deutschen Bierbankradikalismus seit Eugen Richter nun einmal niemals denkbar), dann braucht man sich nicht zu wundern, daß die Mieten nicht mehr zu erschwingen sind, die Tuberkulösenzahl anschwillt und so fort. Darum auf zum Kampf; nicht gegen den wirklichen städtischen Bodenwucher, nein, gegen die Schutzpolitik der agrarischen Produzenten.

der deutschen Getreidepreise beweist, daß wir Rekordpreisen für Getreide entgegengehen. Wir werden infolge der mutmaßlichen Ernteverhältnisse mit Zöllen in Deutschland zu Getreidepreisen kommen, die die deutsche Ernährungssdecke verknappen und zu sozialen Unruhen führen müßten.« So die Dresdener Volkszeitung am 23. Juni, als dem Reichstag die Zollvorlage der Regierung zugegangen war. Nach der selben Quelle genügte bereits »die Veröffentlichung«, um eine »fühlbare Preissteigerung hervorzurufen«, und zwar für die Tonne Weizen in Berlin von 261 bis 263 Mark Mitte Mai auf 267 bis 270 Mark Mitte Juni. Im nächsten Monat setzte die Chemnitzer Volksstimme diese bombensicheren Erkenntnisse fort: »Kein Zweifel besteht darüber,« schrieb sie am 13. Juli, »daß die in der Zollvorlage der Regierung vorgesehenen Mindestzölle für Agrarprodukte zu einer ungeheuerlichen Verteuerung der Lebensmittel führen müssen. Die Regierung selbst gibt das zu.« Dann bot die Annahme der Vorlage und dann nochmals die Wiedergeburt der Einfuhrscheine Gelegenheit die Katastrophenankündigungen stufenweise zu steigern. Der geduldige Leser muß, wenn ihm die Anfangspreise von 260 bis 270 Mark noch gegenwärtig blieben, in der Zwischenzeit allmählich zu den fabelhaftesten Preisvorstellungen gelangt sein. Doch sonderbar, bestimmte Preisangaben unterblieben zuletzt mehr und mehr, schon gegen Ende August und später erst recht. Dafür tauchte aber, zunächst verschämt und still in den weniger beachteten wirtschaftlichen Zeitungsteilen, eine ganz andere Lesart auf, und schließlich verschaffte sie sich durchgängig Geltung, da sich frappante Tatsachen nun einmal nicht ewig totschweigen lassen, wenn sie auch noch so unbequem sind. Schon Ende August war im Wirtschaftsteil der Dresdener Volkszeitung zu lesen: »Auf dem Getreidemarkt sind in letzter Zeit die Preise ganz gesunken. Noch am 13. August notierte an der Berliner Börse der Roggen mit 181 bis 187, am 24. August mit 166 bis 172. Ebenso sind die Weizenpreise gesunken.« Eine Woche darauf: »Die Regierung hat insofern Glück, als die Preise auf dem Getreidemarkt weiter heruntergegangen sind. Natürlich sind die Agrarier darüber sehr unglücklich.« Nochmals eine Woche darauf wird sogar ziemlich unumwunden von einer, sonst immer bestrittenen Notlage der Landwirte gesprochen: »Daß überhaupt die Preise im August gesunken sind, ist in der Hauptsache die Wirkung der Kapitalnot; die Landwirte müssen verkaufen, um Geld zu bekommen.« Das Inkrafttreten des Einfuhrscheinsystems am 1. Oktober glich den Sturz nach unten vorübergehend etwas aus, aber Mitte Oktober lesen wir abermals: »Augenblicklich sind die Getreidepreise verhältnismäßig niedrig . . . Nicht zu bestreiten ist, daß die Getreidepreise heute verhältnismäßig niedrig sind; sie stehen zurzeit unter den Preisen des Jahres 1913.« Und vollends am 2. November, nunmehr aber schon im politischen Teil: »Ohne Zweifel geht es heute weiten Kreisen der Landwirtschaft, besonders den kleineren und mittleren Betrieben, nicht gut, womit sie freilich nur das Schicksal der breiten Massen des werktätigen Volkes teilen, denen es zum großen Teil sogar noch unendlich schlechter geht. Immerhin wird man es verstehen, wenn der Landwirtschaft mit staatlicher Hilfe gewisse Erleichterungen und Vergünstigungen zuteil werden, da gleichzeitig höhere Interessen, die Volksernährung und Volksgesundheit, mit auf dem Spiele stehen.« Am selben Tag bricht sogar an der leitenden Stelle, nachdem schüchterne Keime sich gelegentlich schon vorher gerührt hatten, die nach dem Vorangegangenen an sich gewiß recht niederdrückende Erkenntnis offen durch:

»Richtig ist, daß der Roggenpreis trotz Zolltarif und Einfuhrschein heute niedriger ist als im Jahre 1913 . . . Die Preise der Agrarprodukte sind in der letzten Zeit gesunken, an den hohen Preisen der Industrieerzeugnisse hat sich nichts geändert, soweit sie nicht noch weiter nach oben gegangen sind. Es ist allerdings ein unerhörter Skandal.«

Freilich, den Mut der Konsequenz bringt man selbst nach dieser grausamen Zurechtweisung durch die Tatsachen nicht auf; man fällt zuletzt doch gewöhnlich wieder in den alten Kehrreim der Napoléonischen und Antikornzollära zurück: Zoll bleibt unter allen Umständen (absolute?) Preiserhöhung, (absolute!) Preiserhöhung ist Grundrentensteigerung, Grundrentensteigerung bleibt, auf das 20- und 25fache aufgewertet, Grundvermögensbereicherung. Wer kann für »solche« Agrarzölle sein?

Wie ganz anders unsere österreichischen Genossen. In dem Mitte November angenommenen neuen Agrarprogramm ist der Gedanke der Preissicherung, der Grundgedanke des ganzen modernen Agrarschutzes, unerschüttert von neuem betont: ohne Bedenken über den freien Weltmarktpreis hinausgehend, falls durch zu niedrige Auslandspreise eine agrarische Produktionskrise herinzubrechen droht:

»Die Einfuhr und Ausfuhr von Getreide, Mehl und Kleie ist zum Bundesmonopol zu erklären . . . Die Monopolanstalt wird verpflichtet jede ihr angebotene Menge inländischen Getreides zu dem von ihr festgesetzten Preise zu übernehmen. Dieser Übernahmepreis ist, abhängig von den Weltmarktpreisen, so festzusetzen, daß der Bestand des heimischen Getreidebaues gesichert wird.«

Noch mehr. Mitte Oktober zog das im Vorjahr angenommene deutsch-österreichische System der gleitenden Zölle automatisch, eben wegen der oben erwähnten Getreidepreissenkung, seine Konsequenzen nach sich. »Mit Rücksicht auf die Preissenkung des Weizens« erhöhte die Regierung den Getreidezoll von 25 auf 70 Goldheller für 100 Kilogramm, um den gesetzlichen Ausgangspreis (320 000 bis 380 000 Kronen für 100 Kilogramm) trotz dem Preisdruck wiederzugewinnen. Der Grundgedanke der Preisnormierung (nicht die Einzelausfuhr) war seinerzeit von der österreichischen Sozialdemokratie gebilligt worden. Die jüngste Zollerhöhung im Oktober wurde deshalb von unseren Parteigenossen stillschweigend fast wie eine Selbstverständlichkeit hingenommen, während zugleich reichsdeutsche Sozialdemokraten noch immer nichts als »wucherische Preiserhöhungen trotz hohem Weltmarktpreise« gewähren wollten.³

Auch mit einem andern, politisch bekanntlich recht wichtigen Stück Agrarschutz ging man auf dem deutschösterreichischen Parteitag recht glimpflich und vorsichtig um. Man gestand die »schwierige Lage« der Weinbauern zu. Diese Lage sei noch dazu dadurch erschwert worden, daß Österreich, um die Herabsetzung ausländischer Zölle auf österreichische Industrieausfuhren zu erzielen, einigen ausländischen Staaten wesentliche Begünstigungen für ihre Weineinfuhr nach Österreich einräumen mußte. Obwohl der verbliebene Weinproduktionsschutz noch ganz stattlich hoch ist, will das neue Parteiprogramm für den wegfallenden Mehrschutz einen gewissen Ausgleich durch

3) Ich lese stets, und sehr aufmerksam, die Wiener Arbeiterzeitung. Außer dem einfachen Abdruck einer köstlichen amtlichen Mitteilung und Begründung der Erhöhung des Getreidezolls am 14. Oktober 1925, ist mir hier nicht ein Wort der Verwahrung oder gar der Anklage nach reichsdeutschem Muster gegen diese, dem Preissinken entsprechende neuerliche Kornzollerhöhung aufgefallen. Was hätte auch eine feierliche »Konsumenten«verwahrung für einen Sinn, wenn man selber im Programm für den heimischen Getreidebau staatlich festgesetzte Übernahmepreise fordert, unabhängig von den Weltmarktpreisen und nur durch den Hinblick auf die Sicherung des Bestandes des heimischen Getreidebaus bestimmt?

Abbau der Weinststeuer zugestehen und schaffen helfen.⁴ Auch dieses Entgegenkommen entspricht ganz und gar nicht den Urteilen über Winzerschutz, die wir in Deutschland anlässlich des deutsch-spanischen Handelsvertrags nicht selten als höhere sozialdemokratische Erkenntnis gegenüber agrarischer und nationalistischer Interessenbeschränktheit hinnehmen mußten.

Nur nebenbei sei in diesem Zusammenhang noch auf die sorgsame verständnisvolle Behandlung der Agrarkreditreform in dem österreichischen Programm hingewiesen, während übereifrige deutsche Parteigenossen selbst gegen die bitter notwendige Rentenbankkreditanstalt blind eifernd Stimmung zu machen suchten, unter Überschriften wie »Ein gefährliches Institut«, »Eine neue Machtinstitution der Agrarier«.



JE mehr wir uns auf das angeblich unvermeidliche Anziehen der Preise wegen der Agrarzölle einseitig versteiften, desto mehr mußten wir natürlich den Glauben an die Möglichkeit eines Preisabbaus bei den Konsumenten zu zerstören suchen, und desto weniger waren wir imstande im gegebenen Augenblick einen stärkern Einfluß für die angesichts der Großhandelspreissenkung zweifellos in nicht unbeträchtlichem Maß mögliche Verbilligung der Lebenshaltung in die Wagschale zu werfen.

Die antiagrarisches Verblendung geht bei manchen deutschen sozialdemokratischen Blättern nachgerade so weit, daß sie nach dem Übergang des rohen Agrarerzeugnisses in den Handel eigentlich gar keine Konsumentenschädigung mehr anerkennen möchten und lieber jede Beschönigung und jede noch so schwindelhafte Kostenberechnung, die ein parasitärer Zwischenhandel geschickt und dreist in die Welt setzt, zum mindesten für beachtenswert erklären, ehe sie über die tatsächliche agrarische Preisentwicklung, wie sie in der Zwischenzeit seit dem Sommer 1925 zweifelsfrei aus jedem Produktenbörsenbericht einfach abzulesen war, ihren Lesern reinen Wein einzuschenken wagten. Aber unter solch einer Konstellation, unter einer solchen Massensuggestion, die nur noch Getreidepreissteigerungen und Agrarwucher hört und sieht, selbst wenn der Bauer Woche für Woche weniger als vorher erhält, wie soll da das allenfalls Erreichbare an Preisabbau wirklich durchgesetzt werden? Die übersteigerte "Agitation" schlägt hier in schwerste Schädigung der Arbeiterklasseninteressen um.

Auch diese, die denkbar kurzsichtigste Art Agitationsbetrieb ist bei den ausländischen Parteigenossen längst in Verruf geraten und überwunden. In erster Linie in der englischen Arbeiterbewegung, die bei den in England neuerlich regierungsseitig eingeleiteten Untersuchungen und Maßnahmen stets die wachsende Spanne zwischen Erzeuger- und Konsumentenpreis als einen der schlimmsten Auswüchse der Nachkriegszeit behandelte, und die sich im Konfliktfall jederzeit lieber auf die Seite des Erzeugers, des "Produzenten", also auch des "Agrariers", als auf die der parasitären "Vermittlung" schlug.

Allmählich jedoch und zum Teil unter Nachwirkung des bekannten Kampfs gegen den Bäcker"brotwucher" in England scheint selbst bei unseren deutschen parteigenössischen Antiagrariern ein Umschwung einzutreten. So war am 5. November in der Chemnitzer Volksstimme an leitender Stelle zu lesen:

4) Wenn ich mich auf die mir augenblicklich zugänglichen Unterlagen verlassen darf, werden die österreichischen autonomen Zölle für Wein in Fässern von 60 auf 30 und 40 beziehungsweise 45, in Flaschen von 120 auf 80 Kronen für 100 Kilo vertrageweise ermäßigt.

»In Deutschland ist in den letzten Monaten der Roggenpreis um ein volles Drittel, also 33 1/3 %, gefallen. Demgegenüber ist der Brotpreis nur um 10 % abgebaut worden. Und nichts regt sich dagegen . . . Auch die linksstehende Presse hat zu einem Teil bis heute noch kein genügendes Verständnis für diese direkteste Lebensfrage der breiten Massen gezeigt . . . Im Augenblicke steht nichts auf in Deutschland gegen den Preiswucher als die wenigen Leute und Zeitungen, die die Unabhängigkeit des Urteils nicht preisgegeben haben und jene »Macht der richtigen Information der Öffentlichkeit« in Bewegung zu setzen entschlossen sind, die nach den Daily News die widerspenstigen Bäcker [in England] auf die Knie gezwungen hat, trotz ihrer lauten Unschuldsbeteuerungen. Es ist Zeit, daß die Öffentlichkeit aufwacht und sich aus sich heraus zu regen beginnt.«

Wenn der mir unbekannte parteigenössische Verfasser, M. H. Cassel, die Macht der "richtigen" Information der Öffentlichkeit vor allem durch die sozialistische Presse in Gang gebracht sehen will, dann wäre ihm aus ganzem Herzen beizustimmen. Dann muß diese Presse aber noch eine große geistige Wandlung vom bloßen rührigen Agitationsmundstück zu einem zielbewußten Werkzeug wirklicher wirtschaftlich-sozialer Aufklärung und Arbeiterinteressenwahrung vollziehen.

HERMANN SCHÜTZINGER · SELBSTREGIERUNG

PROVINZIALLANDTAGS- und Kreistagswahlen rücken das Problem der Selbstverwaltung in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Die große Wahlmüdigkeit (es machten durchschnittlich nur 30 bis 40 % der Wahlberechtigten von ihrem Stimmrecht Gebrauch), die bei der Berufung der preußischen Selbstverwaltungskörper am 29. November zutage trat, gab den Rechtsparteien bei ihren Wahlepilogen das Stichwort an die Hand, daß die Masse der deutschen Wählerschaft für die Gestaltung einer im Volk selbst ruhenden Selbstverwaltung nicht reif sei. Wenn man jedoch die sehr wohl verständliche Ermüdung der Wählerschaft durch die sich in den Jahren 1924 und 1925 förmlich jagenden Volkswahlen richtig einschätzt und auf ihr natürliches Maß zurückführt, ist man trotz der bescheidenen Wahlbeteiligung in der Lage ein Plus des Selbstverwaltungsgedankens in Preußen und im Reich durch die wuchtige Wahlkampfpropaganda für den sich selbst verwaltenden Kreis und die Provinz zu konstatieren. Während die bürgerlichen Parteien bis zu 70 % ihres Besitzstands verloren, vermochte sich die Sozialdemokratie prozentual zu behaupten, die Kommunistische Partei, die infolge der schlimmen Wirtschaftslage einen Teil der sozialdemokratischen Wähler aufsaugen konnte, sogar darüber hinaus Gewinne zu erzielen. Die starke Beteiligung gerade der proletarischen Wählerschichten in diesen Wahlen, die öffentlich nicht so in die Erscheinung treten wie Reichs- und Landtagswahlen, ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß in der Arbeiterklasse die Erkenntnis gewachsen ist, welche Bedeutung die Provinziallandtage und Kreistage für die preußische Selbstverwaltung haben, die durch die sogenannte große Verwaltungsreform neu eingeleitet werden soll.

Die Sozialdemokratie ist nicht staatsfeindlich. Von ihrer Geburtsstunde an bis auf den heutigen Tag bejahte sie den Staat. Während jedoch die deutsche Arbeiterbewegung seit Marx, Engels und Lassalle in erster Linie die Bahn der ökonomischen Befreiung der Arbeiterklasse einschlug und gegenüber dem Obrigkeitsstaat des 19. Jahrhunderts in schroffer Opposition beharrte, entwickelte sich der Gedanke der Selbstverwaltung außerhalb Deutschlands als

eine Forderung des Liberalismus und der auf dem Boden der modernen Demokratie stehenden Parteien Englands und der Vereinigten Staaten. In Preußen und damit in Deutschland überhaupt aber entstand eine Art Selbstverwaltung erst nach dem völligen Zusammenbruch des bürokratisch und zentralistisch regierten Militärstaats auf dem Schlachtfeld von Jena und Auerstädt. Durch Stein und Hardenberg wurde jene Reform eingeleitet, die den Städten eine gewisse lokale Selbstverwaltung gestattete und den Selbstverwaltungsgedanken in einem örtlich beschränkten und durch die Staatsaufsicht gründlich verkleinerten Ausmaß verwirklichte. An der Belebung und Fortentwicklung dieser Selbstverwaltungsansätze wurde Jahrzehnte lang vergebens herumexperimentiert; denn jede vernünftige Reform wurde durch die von den Konservativen abhängige preußische Staatsregierung im Keim erstickt. Im Dezember 1868 forderte das preußische Abgeordnetenhaus eine Reorganisation der innern Verwaltung mit dem Ziel der »Vereinfachung des bürokratischen Geschäftsganges und der Teilnahme der Bevölkerung an der Ausübung der Verwaltung«. Nach langen Verhandlungen wurde 1872 die Kreisordnung, 1875 die Provinzialordnung erlassen. Die in der Steinschen Städteordnung von 1808 verwirklichten Anfänge einer Art von Selbstverwaltung der Kreise und der Provinzen wurden durch die Kreis- und Provinzialordnung völlig ignoriert. Lediglich in etwas neuzeitlicher Auffassung wurde das alte Feudalsystem und mit ihm die Vorherrschaft des Grundbesitzes in Preußen wieder neu gefestigt. Die Herrschaft der Konservativen wurde durch die restlose Inanspruchnahme der Kreis- und Provinzialverwaltungen noch dadurch gefestigt, daß sie gleichzeitig auch über das Landesparlament verfügten. Als Beweis dafür, wie sehr die Provinziallandtage und Kreistage lediglich Parlamente des Großgrundbesitzes waren, möge die Besetzung des Provinziallandtags der Provinz Sachsen kurz vor dem Krieg dienen. Von den 119 Abgeordneten des Provinziallandtags waren 45 adlig, davon 9 Fürsten, Prinzen und Kammerherren, 39 Landräte, 34 Bürgermeister und Stadträte. Nicht ein einziger Arbeiter oder Kleinbürger befand sich unter den Abgeordneten. Die preußische Wahlreform brach mit der Zusammensetzung der Provinziallandtage und Kreistage. Erst die kommende große preußische Verwaltungsreform soll jedoch das überkommene Verwaltungssystem ändern und den Selbstverwaltungsgedanken im größten deutschen Verwaltungsstaat so fördern, daß die "Durchorganisierung" der Selbstverwaltung von den untersten lokalen Behörden durch den sich selbst verwaltenden Kreis und die Provinz bis zur Staatsspitze von statten gehen kann.

Hugo Lindemann hat mit Recht hier ausgeführt, daß die Partei sich nicht mit einer Art Selbstverwaltung begnügen dürfe, die lediglich ein notdürftig verbrämtes Aushängeschild zur Verdeckung einer überstraff zentralisierten Einheitsrepublik ist.¹ Wer, wie ich, in Bayern, Preußen, Hamburg und Sachsen amtlich und parteiagitorisch gewirkt hat, weiß nur allzu gut, daß ein Einheitsschema kommunalpolitischer und verwaltungstechnischer Art jeder praktischen, vom Geist des sozialistischen Idealstaats befruchteten Verwaltungsreform unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen würde. Wenn wir der Neugliederung des Reichs, wie wir sie wünschen, einen Schritt näher kommen wollen, wird dies vermutlich nur auf dem Weg der Ver-

¹) Siehe Lindemann Die Selbstverwaltung im sozialdemokratischen Programm, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 663 und folgende.

selbständigung der preußischen Provinz in der Form einer Angleichung an die Stellung der deutschen Länder möglich sein. Aus der durch weitgehende Selbstverwaltung umgestalteten preußischen Provinz und dem ähnlich umorganisierten Land, aus dieser Verbindung von Provinz und Freistaat heraus muß dann das "Reichsland" der Zukunft erstehen, ein organisch in das Reich eingefügtes, sich selbst verwaltendes Glied. Der Weg dorthin führt in erster Linie über die im Geist der Selbstverwaltung aus dem preußischen zentralistischen Verwaltungsstaat losgelöste preußische Provinz.

Die große Verwaltungsreform in Preußen, deren Richtlinien kürzlich der Minister des Innern im Landtagsausschuß für die Städteordnung mitteilte, läßt den Grundriß des Werks in seinen Hauptzügen erkennen. Die Dezentralisation der Staatsgewalt von der Spitze auf die mittleren und unteren Behörden und die Stärkung der Selbstverwaltung sind die beiden Grundlinien der Reform. Stadt- und Landkreise sollen die Grundsäulen der Verwaltung bilden, sie sollen »leistungsfähig« gemacht und sich selbst überlassen werden. Innerhalb der Kreise sind die kreisangehörigen Gemeinden durch Umbildung in "Samtgemeinden" lebensfähig zu gestalten und durch Dezentralisation der den Kreisen obliegenden Aufgaben zu verantwortlicher Selbstverwaltungsarbeit zu erziehen. Den Kreisen werden ganz neue Rechte und Pflichten zugewiesen; die Staatsaufsicht wird von der Zentralinstanz und der Provinzialbehörde auf den Landrat übertragen, dessen Aufsichtsbefugnis auf ein Minimum reduziert werden soll. Von den Mittelbehörden wird der Regierungspräsident aufgehoben, und der Oberpräsident wird zum Träger der staatlichen Provinzialverwaltung gemacht. Dadurch verkürzt sich der Instanzenzug, die Entscheidung wird grundsätzlich in die örtliche Instanz und in den Kreis zurückverlegt, die Beschlußbehörden (Bezirkssauschuß und Provinzialrat) werden aufgelöst, ihre Funktionen von der sich selbst verwaltenden Provinzialregierung übernommen. Neben dem Oberpräsidenten steht ein Provinzialverwaltungsgericht, an das eine Disziplinarkammer angeschlossen wird.

Diese preußische Verwaltungsreform ist das Produkt jahrelanger Vorarbeiten, die von dem Beamtensstab des preußischen Innenministers unter Heranziehung von Männern der Verwaltungspraxis und des Verwaltungsrechts aus der demokratischen und sozialdemokratischen Landtagsfraktion geleistet worden ist. Der Grundgedanke dieser Reform stammt von dem Präsidenten des Oberverwaltungsgerichts Bill Drews, der das Gebiet der preußischen Verwaltungsreform schon unter der königlichen Staatsregierung bearbeitete und durch seine Grundzüge einer Verwaltungsreform von 1917, den sogenannten Drewsschen Entwurf, sich zu einer unbestrittenen Autorität auf dem Gebiet der preußischen Verwaltungsreform emporgeschwungen hat. Drews hatte sogar den Mut die Richtlinien der Reform, wie sie vom preußischen Minister des Innern im Landtagsausschuß vorgetragen worden waren, in 2 Leitartikeln der Deutschen Allgemeinen Zeitung zu verteidigen, die stürmische Erwidernngen aus der Presse der Rechten auslösten. Deren Wortführer war der Breslauer Universitätsprofessor Hugo Helfritz, der sowohl das Prinzip der korporativen Selbstverwaltung wie den englischen Selbstverwaltungsbegriff als schwere Verirrung der Demokratie und eine Auslieferung des Staates an die unterste, die arbeitende Schicht bezeichnete. Alle Argumente, die dieser Professor ins Feld führt, stoßen gegen die geplante Beseitigung des Regierungspräsidenten vor. Im Augenblick ist

immer noch der größte Teil der preußischen Exekutivgewalt, vor allem die Verfügung über die Polizei und die Kommunalaufsicht, in den Händen des preußischen Regierungspräsidenten vereinigt. Während es der Republik gelungen ist die Posten der Oberpräsidenten zum großen Teil mit befähigten Parlamentariern zu besetzen und die Amtsstellen der Landräte von unten her durch tüchtige Kräfte aus der kommunalen Verwaltung in Besitz zu nehmen, ist das preußische Regierungspräsidium, in dem sich die Referentenarbeit und die eigentliche Spezialbehandlung der Verwaltungsmaschine vereinigten, eine Domäne des Antirepublikanismus geblieben. Dieses Überbleibsel aus dem Obrigkeitsstaat, den Eckpfeiler der Staatsaufsicht und der Bevormundung der sich selbst verwaltenden Kommunen, zu beseitigen ist neben der Durchorganisation des Selbstverwaltungsgedankens durch die gesamte Staatspyramide der Kernpunkt der kommenden preußischen Verwaltungsreform.

So überschneiden sich in der Reform des preußischen Oberpräsidiums und des Provinziallandtags- und Provinzialausschusses die beiden Reformgebiete der äußern Umbildung des deutschen Reichsgefüges, der Neugliederung des Reichs, und der innern Umbildung, der Selbstverwaltung. Das preußische Oberpräsidium soll eine Art provinzieller Landesregierung mit Landtag und Staatsrat werden, eine Art Länder- und Landtagsersatz im Rahmen des sich in Länder gliedernden und selbstverwaltendes Reichs. Haben wir diese neue Instanz, dann ist die Neugliederung des Reichs nach Stammes- und Kulturgesichtspunkten möglich. Das umgebaute Oberpräsidium kann zum Pfeiler des organisch gegliederten Staatengebildes werden, das als Einzelland die Deutsche Republik der Zukunft trägt.

Gerade für die Sozialdemokratie ist neben der äußern auch die innere Umbildung des Staatsgefüges von größter Bedeutung. Heute noch trägt die Mehrzahl der deutschen Länderverwaltungen das Gepräge des konstitutionellen deutschen Rechtsstaats, der die Rechtskontrolle vor allem auf der Verwaltungsgerichtsbarkeit und der Tätigkeit der Dienstaufsichtsbehörden, dann erst auf dem Gefüge der Selbstverwaltung aufbaut. Das englische Volk besaß bereits 1215 in der Magna Charta das Fundament des Rechtsstaats und der Selbstverwaltung. Selbstverständlich war England damals noch keine mustergültige parlamentarische Demokratie. Die Rechte des ersten Lordparlaments: Steuerbewilligungsrecht, Mitwirkung bei der Landesverwaltung und oberste Gerichtsbarkeit, gingen jedoch mit dem fortschreitenden Prozeß der Entfeudalisierung auf das Haus der Gemeinen über, so zwar, daß seit 1782 der König seine führenden Staatsbeamten nur aus der das Parlament beherrschenden Partei zu nehmen wagte. Parlament und Verwaltung bildeten überdies seit Jahrhunderten 2 stets organisch in einander greifende Elemente. Der Friedensrichter kann seit Jahrhunderten von jedem Staatsbürger straf- und privatrechtlich belangt werden. Überschreitet er seine Befugnisse, so kann er zum Ersatz der Kosten, die durch Freiheitsberaubung oder sonstige Beeinträchtigungen entstanden, von der höhern Instanz verurteilt werden. Wenn ein Friedensrichter aus Parteilichkeit oder persönlicher Gehässigkeit heraus Amtshandlungen begangen hat, darf er vor dem Obersten Gerichtshof zur Verantwortung gezogen werden. Neben den Friedensrichtern aber stehen die Boards, die Parlamente der Grafschaften, deren Mitglieder die volle Verantwortung über ihre Amtshandlungen gegen-

über ihren Wählern zu tragen haben. Das Kennzeichen der englischen Selbstregierung ist jedoch jene Staatspyramide, die von der Gemeinde bis zum Ministerpräsidenten auf der breiten Basis der Selbstverwaltung aufgebaut ist und diese Verwaltung von den untersten lokalen Verbänden bis oben hinauf nach den Grundsätzen des öffentlichen Rechts unter das Zeichen der Selbstverwaltung stellt. Wie ganz anders liegen die Verhältnisse bis zur Stunde immer noch in Deutschland. Die Steinsche Städteordnung und deren Nachfolgerinnen haben ja das dumpfe Gebäude des Obrigkeitsstaats da und dort gelüftet. Formell mochten das Allgemeine Landrecht und das Landesverwaltungs-gesetz von 1883 dem modernen Rechtsstaat nahekommen. Materiell aber waren sie noch weit entfernt davon.

Ein Schritt zum Eindringen in die Lücke zwischen der zentralen und der lokalen Verwaltungsinstanz ist mit dem Entwurf der großen Verwaltungsreform getan worden. Keine Selbstverwaltungsreform darf jedoch das Endziel dieser Umschichtung aus den Augen lassen: die organische Neugliederung des Reichs. Um ihretwillen bedeutet die Umgruppierung eines Teils der preußischen Provinziallandtage durch die letzte Wahl immerhin eine Etappe in dem Werdegang des neuen Staats.

HERMAN KRANOLD · DIE PHILIPPINEN



ZWISCHEN 40° und 22° nördlicher Breite und 115° und 127° östlicher Länge liegt im Stillen Ozean der Archipel der Philippinen. Die Inselgruppe umfaßt 7038 einzelne Inseln, von denen nur 462 einen Umfang von mehr als einer englischen Quadratmeile haben und nur 2441 so wichtig sind, daß man ihnen einen Namen gab. Der Rest besteht aus Mangroveinselchen, nackten Klippen oder baumlosen Korallenriffen, die sich nur ein paar Fuß hoch aus der See erheben. Der Archipel reicht nördlich bis auf ungefähr 100 Kilometer an die japanische Insel Formosa heran. Im Westen begrenzt ihn die inselarme Chinesische See, im Südwesten und Süden geht er bis zu den Sunda-inseln (Borneo, Molukken), die ganze Ostseite des Archipels ist dem Stillen Ozean zugekehrt. Das Klima und dementsprechend das Tier- und Pflanzenleben sind tropisch. Die beiden größten Inseln sind das nördlich gelegene Luzon mit der Hauptstadt Manila, 106 000 Quadratkilometer groß und von mehr als 5 Millionen Menschen bewohnt, und das südliche Mindanao, ungefähr 94 000 Quadratkilometer groß, sehr fruchtbar, aber nur dünn besiedelt. Die Bevölkerung der ganzen Inselgruppe betrug 1918 rund 10½ Millionen Menschen; im Lauf der letzten Jahre wuchs durch Geburtenüberschuß jährlich die Bevölkerung um rund 1¼ %, so daß sie jetzt gegen 12 Millionen betragen wird. In ihr lassen sich wenigstens 47 verschiedene Stämme unterscheiden, die mehr als 80 deutlich verschiedene Sprachen und Dialekte sprechen. Vier Fünftel der Einwohnerschaft sprechen die 4 verbreitetsten Dialekte, nämlich 4 Millionen das Visayische, 2 Millionen das Tagalog und je 1 Million das Iloko und das Bikol. Diese 4 Gruppen und ein großer Teil der anderen Volksstämme sind Christen. Ferner gab es im Jahr 1918 dort noch 316 000 Anhänger des Islams und etwa ¼ Millionen Bekenner anderer Religionen.

Die Inselgruppe wurde 1521 durch Magelaës entdeckt, der dort auch seinen Tod gefunden hat. Von da an war sie spanisch, jedoch jahrhundertlang

zwischen Spaniern, Portugiesen, Holländern, Chinesen und Engländern umstritten; zeitweise machten sich die Eingeborenen ganz unabhängig, zeitweise wurde Tribut an Japan gezahlt. Niemals ganz unterworfen wurden die zwischen Mindanao und Borneo gelegenen Suluinseln. Im übrigen aber stand bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Inselgruppe unter spanischer Herrschaft. Um diese Zeit befreiten sich die Eingeborenen, die Spanier wurden von der ganzen Inselgruppe mit Ausnahme von Manila vertrieben, und der Eroberung dieser Stadt durch die Eingeborenen kam nur der amerikanische Admiral Dewey durch seinen Seesieg in der Bucht von Manila und durch die Eroberung der Hauptstadt im Sommer 1898 zuvor. Im Vertrag von Paris, der den Spanisch-Amerikanischen Krieg beendete, wurden die Philippinen gegen eine Barzahlung an Spanien von 20 Millionen Dollars den Vereinigten Staaten abgetreten. Als die Eingeborenen bemerkten, daß sie nur den einen Herrscher gegen den andern eintauschen sollten, erhoben sie sich, wurden aber in einem der grausamsten Kolonialkriege, die je geführt wurden, niedergeworfen. Seitdem haben die Vereinigten Staaten die Philippinen als Kolonie behandelt und ihnen bis in die Mitte des Weltkriegs hinein ein allmählich größer werdendes Maß von Selbstverwaltung eingeräumt. Im Jahr 1920 waren in der Verwaltung der Philippinen nur noch 582 Amerikaner beschäftigt, darunter 325 Lehrer. Die Gemeinde- und Provinzialverwaltung liegt in der Hand von Filipinos. Es gibt eine Gesetzgebende Körperschaft der Filipinos und eine Regierung, die in der Hauptsache aus Filipinos besteht. Die Rechtspflege liegt vornehmlich bei mit Filipinos besetzten Gerichten, und die Filipinos haben einen eigenen Vertreter im Kongreß der Vereinigten Staaten. An der Spitze der Verwaltung steht ein amerikanischer Generalgouverneur (seit einigen Jahren ein General), der in Einzelfällen ziemlich erheblich in die Verwaltung eingreift. Das Wahlrecht haben nur Männer, die über 21 Jahre alt sind und Spanisch, Englisch oder einen Eingeborenendialekt lesen und schreiben können. Die letzte Bedingung kann durch Grundeigentum im Wert von 500 Pesos oder durch Zahlung einer jährlichen Einkommensteuer im Betrag von 30 Pesos ersetzt werden. Die Anzahl der Wahlberechtigten beträgt $1\frac{1}{4}$ Million, das heißt etwa die Hälfte aller Männer im wahlfähigen Alter. Das Wahlrecht haben außerdem alle Amerikaner mit Ausnahme der Mitglieder der amerikanischen Besatzungstruppen; sie zählen aber nur 6000. Die Richter des Obersten Gerichts werden vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt; 3 von ihnen sind Amerikaner, 2 Posten sind unbesetzt. Die beiden vorletzten (zivilen) Generalgouverneure haben von ihrem Recht des Einspruchs gegen Beschlüsse des Filipinoparlaments keinen Gebrauch gemacht. Wohl aber der seit 1921 amtierende General Wood. Dieser hat jetzt auch das vom Parlament einstimmig beschlossene Gesetz, wonach eine Volksabstimmung über die Unabhängigkeit der Philippinen entscheiden soll, durch sein Veto unwirksam gemacht, weil nur die Regierung der Vereinigten Staaten ein solches Plebiszit anordnen könne.

Unter der amerikanischen Herrschaft haben sich die Philippinen sehr günstig entwickelt.¹ Viele Segnungen der Zivilisation im europäisch-amerikanischen Sinn sind durch sie der Bevölkerung zuteil geworden. In einer Rede

1) Eine Sammlung interessanter Materialien über das Für und Wider der Unabhängigkeit der Philippinen, dazu eine inhaltreiche Bibliographie und eine ausgezeichnete Disposition des Streitgegenstands enthält das von Julia E. Johnson zusammengestellte *Nachschlagewerk Independence for the Philippines* (New York 1924). Leider fehlt in dem Werk eine gute Karte.

im Common Wealth Club of California im September 1915 sagte der frühere Präsident der Vereinigten Staaten William Howard Taft:

»Wir haben den Filipinos die Vorteile der freien Märkte der Vereinigten Staaten für ihren Zucker, Tabak und Hanf und ihre Kopra verschafft. Wir haben sie von dem politischen Alpdruck befreit und von der aufreizenden Wirkung, die davon ausging, daß Mönchsorden als Landherren 4 Millionen Acres des besten landwirtschaftlichen Bodens in den bevölkertsten Gebieten der Inseln inne hatten, und zwar durch den Kauf mit Staatsmitteln. Wir haben den Bau von Eisenbahnen und die erhebliche Verbesserung der Schifffahrt zwischen den Inseln angeregt. Wir haben den Bau eines ausgedehnten Systems von Landstraßen auf den Inseln betrieben, wo vorher nur schmale Pfade waren, und haben im Volk einen Geist des Ehrgeizes in ihrem Bau und ihrer Instandhaltung erweckt, der zur Leichtigkeit des Verkehrs zwischen den Städten und Provinzen wesentlich beigetragen hat und natürlich den Handel und die Ausbreitung der Bildung beförderte. Wir haben die Steuerlast, die in den spanischen Zeiten auf den ärmeren Klassen lag, gemildert und den reicheren Klassen erhöhte Lasten auferlegt. Wir haben die Verwaltung der Steuern einheitlich, ehrlich, sparsam und produktiv gemacht, wo sie vorher uneinheitlich, korrupt, verschwenderisch und unproduktiv gewesen war.«

Trotzdem wollen die Einwohner der Inselgruppe, wie der oben mitgeteilte Parlamentsbeschluß zeigt, von den Vereinigten Staaten wieder loskommen. Auch die Befürworter einer relativen Unabhängigkeit, wie sie, theoretisch staatsrechtlich, Cuba genießt, haben nur eine kleine Gruppe hinter sich. Die ganz überwiegende Mehrheit der Bevölkerung fordert stürmisch völlige Unabhängigkeit von den Vereinigten Staaten. Sie argumentiert dabei mit der großen Entfernung des Archipels von Nordamerika, mit der völligen Beruhigung der inneren Verhältnisse und damit, daß die Bevölkerung ihre Fähigkeit sich selbst zu regieren erwiesen habe. Außerdem weist sie auf den Umstand hin, daß im Fall eines Kriegs zwischen den Vereinigten Staaten und Japan die Philippinen als Teil der Vereinigten Staaten notwendigerweise blutiges Schlachtfeld werden müßten. Demgegenüber argumentieren die Befürworter einer bleibenden Zugehörigkeit der Philippinen zu den Vereinigten Staaten so:

1. Durch Kriegsglück haben die Vereinigten Staaten die Philippinen Spanien weggerobert und dann ehrlich für sie bezahlt, und sie haben das Recht den Gewinn aus ihrer Kapitalanlage zu ernten.

2. Die Philippinen stellen ein großes Reich von unerhörtem tropischen Reichtum dar; sie sind reich an Möglichkeiten der Landwirtschaft, Zucker, Hanf, Kaffee, Kautschuk, Kakao, Holz und zahlreichen anderen Produkten.

3. Sie sind die Vorposten für amerikanische Produkte im Fernen Osten.

4. Da die Inseln unter so viele verschiedene Volksstämme aufgeteilt sind, kein wirksames Heer und überhaupt keine Flotte haben, so wären sie vollständig den wilden Stämmen oder jeder beutelüsternden Macht preisgegeben, die ihr Auge auf sie werfen könnte, wenn die Amerikaner abzögen.

5. Vor der amerikanischen Besetzung wurden die Rechte der nichtchristlichen Stämme völlig ignoriert. Ihre Hand war gegen jeden Filipino, und jedes Filipinos Hand war gegen sie. Sollte die amerikanische Kontrolle aufhören, so würde in kurzem dieser Zustand wilden Daseins wiederkehren.

6. Das Werk der Entwicklung der Philippinen ist von amerikanischen Führern unter einem vergleichsweise primitiven Volk nicht ohne Ausübung heroischen Märtyrergeistes betrieben worden. Sollen diese Opfer vergebens, sollen die Inseln wieder den Zufällen der Anarchie oder Schlimmerem preisgegeben sein?

7. Die Länge der Eisenbahnen ist unter der amerikanischen Herrschaft von 70 auf 700 Meilen gesteigert worden. Soll auch das Eisenbahnwesen der zweifelhaften Erfahrung philippinischer Eisenbahnleiter anvertraut werden?«

So geht es noch eine Weile weiter. Es wird gefragt, ob die 3 000 Meilen Landstraßen den Filipinos »preisgegeben« werden sollen. »Unter den Filipinos gibt es nicht«, wie C. Lester Hooper vor 10 Jahren in der Zeitschrift Trend ausführte, »wie in den Vereinigten Staaten, eine öffentliche Meinung;

aber begüterte und erzogene Menschen, die sich allein für öffentliche Angelegenheiten interessieren, begünstigen die amerikanische Oberherrschaft.« Der Standpunkt des naiven amerikanischen Egoismus kommt besonders ungeniert in einem Wort zum Ausdruck, das der amerikanische General Wood in einem Interview gesagt hat: »Stabile Regierungsverhältnisse sind Regierungsverhältnisse, unter denen Kapital zu normalen Zinssätzen Anlage sucht.« Diese Äußerung verrät zunächst einmal, wie ausschließlich geschäftskapitalistisch die Männer sind, die auf das Schicksal der Philippinen heute den größten Einfluß haben. Wood ist nämlich seit 1921 Generalgouverneur der Inselgruppe und hat als solcher eine Militärdiktatur errichtet, die viele der oben geschilderten bürgerlichen Freiheiten des Landes außer Kraft gesetzt hat. Demgegenüber behaupten die Filipinos und ihre Wortführer natürlich mit guten Gründen, daß diese Stabilität, wenn auch nicht in dem von Wood gekennzeichneten ausgesprochen geschäftlichen Sinn, so doch in dem normalen, die Voraussetzung des Selbstverwaltungsversprechens von 1916 durch den amerikanischen Senat bildenden, tatsächlich bestünde. Es heißt zum Beispiel in einer Resolution der Philippine Commission of Independence an das Komitee für die Inselgebiete des Kongresses der Vereinigten Staaten vom 2. Juni 1919, als Antwort auf einen sehr ungünstigen Bericht Woods, »daß jetzt auf den Philippinen Verhältnisse der Ordnung und Regierung bestehen, wie Amerika sie fast anderthalb Jahrhunderte lang in allen Fällen verlangt hat, in denen es die Unabhängigkeit eines Landes oder die Begründung einer neuen Regierung anerkannt hat...; daß ebenso jetzt auf den Philippinen alle Bedingungen der Stabilität und Sicherheiten für Gesetz und Ordnung gegeben sind, die Cuba zur Befriedigung der Amerikaner herstellen mußte, um seine Unabhängigkeit zu erhalten oder zu bewahren...; daß die allgemeine Entwicklung der inneren Angelegenheiten des Landes... äußerst günstig ist für die Erfüllung des amerikanischen Versprechens und für die Verwirklichung der Zusagen, die es vor der ganzen Welt gemacht hat«. In der Tat kann auch der amtliche Bericht einer Spezialmission, die der Kongreß der Vereinigten Staaten im Jahr 1922 nach den Philippinen geschickt hatte, nicht umhin die folgenden Feststellungen zu machen und offen auszusprechen:

»Wir finden das Volk glücklich, friedlich und in der Hauptsache im Wohlstand... Wir finden allgemein bei den christlichen Filipinos den Wunsch nach Unabhängigkeit... Die Nichtchristen und die Amerikaner sind für Fortdauer der amerikanischen Herrschaft.«

Unter diesen Umständen verdient es völligen Glauben, wenn es in einem Aufsatz des Präsidenten des Senats der Philippinen und Führers der Unabhängigkeitsbewegung Manuel L. Quezon aus dem November 1921 heißt:

»Kein Filipino will die Tatsache verdunkeln oder ableugnen oder verkleinern, daß die Inseln große Fortschritte gemacht haben, während sie unter der unmittelbaren Leitung der amerikanischen Regierung standen. Die Tatsachen liegen allen offen. Schulen wurden errichtet, Straßen gebaut, der Verkehr verbessert und alle wichtigen Nervenzentren der Zivilisation zu heilsamer Tätigkeit angespornt. Aber man möge bemerken, daß in den 5 Jahren, in denen die Filipinos mit Selbstverwaltung betraut waren, alle diese zivilisatorischen Prozesse unter eingeborener Leitung ebenso intelligent und wirksam fortgeführt worden sind wie vorher. Da dies tatsächlich so ist, auch ausdrücklich von hervorragenden Besuchern anerkannt wird, welchen Grund kann man da dafür vorbringen, daß Leuten, die so ausgiebig und glänzend ihre Fähigkeiten bewiesen haben, die volle Ausübung der Rechte nationaler Persönlichkeit und Existenz verweigert wird?«

Und ebenso berechtigt muß man die Ausführungen des selben Mannes

finden, die er am 3. Februar 1913 als Vertreter der Philippinen im Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten in Washington vorbrachte. Er polemisierte da gegen einen Abgeordneten aus Pennsylvania, der die Philippinen als »sehr reiche Besitzungen« bezeichnet und gesagt hatte:

»Denken Sie an die ungeheuren Möglichkeiten, wenn diese Leute [die Filipinos] moderne Verfahren und die Benutzung moderner Geräte gelehrt würden, so daß sie das Beste aus ihrem Land machen würden, und denken Sie an den ungeheuren Handel und den ungeheuren Markt für unsere Produkte, wenn diese Inseln dichter bevölkert werden, wozu sie bestimmt sind, wenn intelligente Methoden der Landwirtschaft ihre jetzt unberührten Millionen Morgen Landes beherrschen werden.« Niemand wird es Quezon verargen können, daß er sich freute den pennsylvanischen Abgeordneten auf solchen Gedankengängen zu erwischen, die er richtig wie folgt zusammenfaßt:

»Endlich einmal bin ich Angesicht zu Angesicht gegenüber dem Argument, daß aus Gründen, die mit selbstlosen Zwecken sehr wenig zu tun haben, den Philippinen niemals Unabhängigkeit bewilligt werden sollte.«

Im gleichen Licht, nämlich als eine in ihren wahren Zwecken erkannte heuchlerische Fürsorge für das Wohlergehen der Filipinos, erscheint schließlich auch das Argument Coopers, daß die Unabhängigkeit der Philippinen ihre Unterjochung durch eine andere Macht bedeuten würde. Der Vertreter der Philippinen bei den Vereinigten Staaten, Isauro Gabaldon, sagte in einer Antwort auf den Bericht Woods, auf Grund dessen die neue Militärdiktatur in den Philippinen eingesetzt wurde, am 20. Januar 1922:

»Es wäre jetzt für die Vereinigten Staaten vergleichsweise leicht ihre Verbündeten, Japan, Großbritannien und Frankreich, für die Unterzeichnung eines speziellen Abkommens über die Neutralität einer Philippinenrepublik zu gewinnen. Es besteht volles Recht zu dem Glauben, daß diese Staaten ein solches Abkommen unterzeichnen würden, wenn sie von den Vereinigten Staaten dazu aufgefordert würden. Keiner dieser Staaten könnte es sich gestatten die Unterzeichnung zu verweigern und auf diese Weise so früh die Gefahr ungünstiger Folgerungen der Welt über seinen guten Glauben in Sachen des neuen Vertrags oder über seine anständigen Absichten gegenüber den Philippinen heraufzubeschwören. . . Die Filipinos haben keine besondere Angst vor Japan, weil nach unserer Meinung die Unabhängigkeit der Philippinen keine Spitze gegen Japan hat. Die Japaner haben jetzt das Recht zu den Philippinen zu kommen, aber es sind noch nicht einmal 13 000 von ihnen auf den Inseln, wenigstens nach der Behauptung des Wood-Forbesschen Berichts; unsere eigenen amtlichen Zahlen geben sogar nicht viel über die Hälfte dieser Zahl an. Obwohl Japan nahezu vor unserer Tür liegt, sind doch auf dem ganzen Archipel der Philippinen nur ein Neuntel so viel Japaner wie in Californien, das so weit von Japan entfernt liegt. Die Erklärung dafür ist, daß die Japaner auf den Philippinen wegen unseres tropischen Klimas nicht leben können.«

Dagegen empfänden die Japaner die Herrschaft Amerikas auf den Philippinen als eine ausgesprochen militärische Bedrohung, und es sei sicher, daß die Philippinen unmittelbar zum blutgetränkten Schlachtfeld würden, falls Japan und die Vereinigten Staaten wirklich in Krieg mit einander gerieten. Denn die Vereinigten Staaten könnten Japan nicht hindern zu Beginn des Krieges die Philippinen zu besetzen und wären dann genötigt sie zurückzuerobern. Alles dies würde zu vermeiden sein, wenn man eine neutralisierte unabhängige Philippinenrepublik aufrichtete.

Demgegenüber sagen freilich die amerikanischen Imperialisten: Die Philippinen wären ihrer Neutralität auch bei Abschluß eines internationalen Garantievertrags nicht sicher. Eine solche Garantie bestände nur, solange die Filipinos vernünftig blieben. Aber bei dem ersten Zeichen innerer Unruhe und des Schadens für ausländische Interessen und der Unfähigkeit der Regierung die Unordnung niederzukämpfen wäre die amerikanische

Regierung abermals gezwungen Polizeigewalt auszuüben. Doch auch, wenn die Filipinos sich gut verwalteten, wären sie nicht sicher. Gerade ihr Reichtum würde immer wieder beutelustige Abenteurer heranlocken. Außerdem seien Verträge ein sehr schwacher Schutz. Aus der Tatsache, daß gerade in Asien sich manche Verträge über Neutralisierung und Desinteressement im Lauf der Jahrzehnte nicht bewährt haben, wird dann der Schluß gezogen: sie könnten sich auch künftig nicht bewähren. Und damit sind die Verteidiger der amerikanischen Herrschaft auf den Philippinen dann glücklich bei der Behauptung angelangt, eine internationale Rechtsordnung sei überhaupt unmöglich.

Für eine sozialistische Zeitschrift, die sich seit Jahrzehnten mit dem Kolonisationsproblem befaßt, ist der Fall der Philippinen besonders interessant. Leugnen läßt sich nicht, daß das koloniale Regime der Amerikaner die Zivilisation auf der Inselgruppe gefördert hat, was in der erheblichen Zunahme der Bevölkerung durch Geburtenüberschuß zum Ausdruck kommt. Insofern läßt sich die günstige Wirkung dieses Systems ebenso einwandfrei beweisen, wie etwa die der englischen Herrschaft in Ägypten durch die gewaltige Volkszunahme dort während jener Zeit. Auch vom Gesichtspunkt der Erhöhung der moralischen Kultur läßt sich nicht bestreiten, daß gewisse erfreuliche Ergebnisse erzielt worden sind. Hierhin gehören die Ausbreitung des Schulwesens, die Beseitigung des Großgrundbesitzes der Klöster und die Umwandlung großer Scharen aufs äußerste ausgebeuteter Lohnarbeiter auf den Großgütern in freiwirtschaftende Bauern. Auch haben die Amerikaner dem Land verhältnismäßig schnell ein bemerkenswertes Maß an Selbstverwaltung gewährt.

Das Interesse der Vereinigten Staaten von Amerika an den Philippinen ist selbstverständlich das der kapitalistischen Ausbeutung; das kommt ja in einigen der zitierten Äußerungen klar genug zum Ausdruck. Doch da das Vordringen des Kapitalismus über die Erde hin unaufhaltsam ist, so wird eine kapitalistische Kolonialpolitik schon vernünftig genannt werden müssen, wenn sie die Rechtsgüter der Menschheit einigermaßen zu wahren weiß. Der wirkliche Sozialist, für den der Kapitalismus eine notwendige Durchgangsstufe der Wirtschaft, doch eben nur die Durchgangsstufe zu etwas Höherem ist, wird deshalb auch alles in der Kolonialpolitik tatsächlich Geleistete anerkennen, jedoch stets daraus nur den Antrieb zu neuem Fortschritt und einer vollkommern Lösung der kolonialisatorischen Aufgaben in der Zukunft schöpfen. Für die Philippinen muß gegenüber der amerikanischen Kolonisation hauptsächlich der Einwand erhoben werden, daß sie versucht die Inselgruppe als Teil ihres eigenen Weltwirtschaftsgebiets zu erhalten, obwohl jene ihrer geographischen Lage nach dazu gänzlich ungeeignet ist. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht das Geständnis des amerikanischen Angstimperialisten Rea:

»Unter jeder andern als der amerikanischen Regierung würden die Philippinen große Erträge an angelegte Kapitalien abwerfen. Amerikanisches Kapital wird den Inseln nicht zuströmen, aber unter Kontrolle eines anderen Landes würden ihre vielen Hilfsquellen schnell und vorteilhaft ausgebeutet werden.«

Auch für die Philippinen gilt eben das Gesetz, daß in erster Linie die Lage der einzelnen Länder auf der Erdkugel über deren Zugehörigkeit zu einem der großen, in Bildung begriffenen, innerlich verbundenen Weltwirtschaftsgebiete entscheiden muß. Die Philippinen liegen ziemlich genau im Mittel-

punkt jenes Weltwirtschaftsreichs, das den Stillen Ozean in seiner Westhälfte umfaßt. Daraus ergibt sich die natürliche weltwirtschaftliche Entwicklungstendenz des Landes. Sich dieser Tendenz aus machtpolitischen Gründen entgegenstemmen wollen heißt im entwicklungsgeschichtlichen Sinn reaktionär sein. Der Anspruch einer Nation auf den Besitz kolonialer Gebiete erhält seine wirtschaftliche Rechtfertigung nur durch Schaffung einer höhern produktiven Leistungsfähigkeit des kolonisierten Landes, wie umgekehrt der Anspruch auf nationale Selbstbestimmung nur dann mit Nachdruck erhoben werden kann, wenn das Volk diese Selbstbestimmung im allgemeinen weltwirtschaftlichen Produktionsinteresse verwendet. Bei den Philippinen ist dieser Rechtsgrund zweifellos vorhanden. Hier geht es nicht um Nationalismus sondern um eine Bewegung, die Träger eines Fortschritts in der Menschheitskultur ist. Bei der wirtschaftsimperialen Zukunftsgestaltung der Erde, die, wie hier in zahlreichen Arbeiten dargelegt wurde, 5 große Wirtschaftskomplexe erstehen lassen wird, ist der Platz des Philippinenarchipels nicht an der Seite oder auf dem Gesamtgebiet des amerikanischen Imperiums.

MAX QUARCK · STUDIENREISEN NACH RUSSLAND

GLÜCKLICHERWEISE ist die Welt jetzt nicht mehr so eng wie am Schluß des vorigen Jahrhunderts. Ich erinnere mich von damals ziemlich genau eines bekannten sozialistischen Redakteurs, der es für nützlich hielt sich der ersten ausländischen Studienreise anzuschließen, die die Gewerkschafter seines Wirkungskreises im Austausch nach England unternahmen. Die Gewerkschafter trafen trotzdem keinerlei Anstalt den Redakteur mitzunehmen. Und einflußreiche Mitglieder der damaligen Pressekommission, der der Redakteur unterstand, erwiderten dem Neugierigen auf seine Fragen, daß sie viel mehr Wert auf sein Zuhausebleiben legten als auf Beobachtungen in England. <Darum sind wir in den Krieg mit England so ahnungslos hineingetappt.> Heute sind unsere Arbeiter immerhin mehr gewitzigt. Die Lehre des Weltkriegs ist nicht ganz umsonst an ihnen vorübergegangen. Sie gestatten ihren Funktionären und Redakteuren hier und da schon förmliche Auslandsreisen und unterstützen diese. Neuestens ist die Anzahl der Arbeiterdelegationen, die nach den nordischen Staaten, nach England und Amerika reisen, um dort Arbeiterverhältnisse zu studieren, schon verhältnismäßig groß geworden. Namentlich die voraussichtliche "Amerikanisierung" unserer Wirtschaftsverhältnisse hat auch die Arbeiterwelt Deutschlands auf den Posten gerufen und mehrfache Abordnungen interessierter Gewerkschaften zu amerikanischen Kongressen und ähnlichen Studiengelegenheiten veranlaßt. Ebenso nahe lag es den Blick nach Osten zu wenden und das bolschewistische Rußland als Studienobjekt für westeuropäische Arbeiter zu wählen. Das Schauspiel eines vermeintlich konsequent durchgeführten kommunistischen Staates, die Tatsache, daß nähere Nachrichten über die dort herrschenden Zustände nur durch die strenge Zensur der bolschewistischen Behörden zu uns drangen, die ungeheure Wichtigkeit, die aber zuverlässige Nachrichten für den westeuropäischen Sozialisten und für eine Orientierung nach Osten hatten, alle diese Umstände vereinigten sich, um eine genaue Beobachtung der Ergebnisse bolschewistischer Staatsverwaltung wünschenswert zu machen.

Die durchaus verständliche Sehnsucht nach solcher selbsterlebten Aufklärung über die "Sowjetsphinx" ist denn auch in Deutschland von bestimmter Seite wachgehalten und genährt worden. Die Kommunistische Partei hat im Frühjahr dieses Jahres eine Reihe von Arbeiterkommissionen gebildet, denen mitunter auch ein Sozialdemokrat oder Nichtkommunist angehörte, und die im Juli und August 1925 nach Rußland aufbrachen, um dort Studien zu machen und ihren Auftraggebern nachher zu berichten. Ein Teil der Kosten wurde von den deutschen Arbeitern selbst getragen. Es ist aber nicht selten vorgekommen, daß den Leuten in Rußland das Geld ausging, und daß dann die Kommunistische Partei nachhalf, wenn sie nicht schon von Anfang an die Kosten oder wenigstens einen Teil davon übernommen hatte. Nur wenige der Abgesandten, wie das Mitglied des Deutschen Metallarbeiterverbandes Schüler-Weitmar, der auf Kosten seiner Betriebskollegen mitgegangen war, lehnten es ab sich für bolschewistisches Geld herumführen zu lassen, nachdem ihr deutscher Reisevorschuß in 4 Wochen aufgebraucht war. Nachdem sie zurückgekehrt waren, haben dann die deutschen Kommissionen in den einzelnen Orten, wie Berlin, Hamburg, München, Chemnitz, vor der Arbeiter- und Angestelltenschaft über ihre Reise und ihre Studien berichtet.

Man kann sich, nach höchst flüchtigen und lückenhaften Berichten der Kommunisten- und Arbeiterpresse der einzelnen Orte, nur sehr unvollkommen über diese mündlichen Referate informieren und deshalb auch nur unter diesem Vorbehalt darüber urteilen. Dies sei ausdrücklich betont, weil wir unsere Stellungnahme zu der Angelegenheit von jeder Zufälligkeit unabhängig machen möchten. Aber wenn wir es auch vermeiden aus unvollständigen und unzuverlässigen Berichten Schlüsse zu ziehen, so gibt es doch eine Reihe von Punkten in dem deutsch-russischen Reiseunternehmen, die schon jetzt beurteilt und kritisiert werden können.

Zuerst: Solche politischen und wirtschaftlichen Studienreisen sind eine öffentliche Angelegenheit, keine private. Es soll über öffentliche Zustände in Rußland und ihre Wirkung auf die Arbeiterklasse berichtet werden. Die Vorkehrungen für eine solche Beobachtung können wirksam daher nicht durch eine private Vereinigung getroffen werden, wie es Verabredungen in kleinen oder größeren Betriebsversammlungen sind. Die Körperschaft, die eine solche Betriebsversammlung darstellt, ist rein zufällig zusammengesetzt und entbehrt des öffentlichen Ansehens. Zufällig können ihre Mitglieder der einen oder der andern Richtung in überwiegender Zahl angehört haben, so daß einseitige Gesichtspunkte ausschlaggebend waren. Oder die Versammlung war so schlecht besucht, daß auf ihr noch nicht einmal die Arbeiter eines einzelnen Betriebs hinreichend vertreten waren. Die Leistungen einer Betriebsversammlung für die Delegationskosten sind rein privater Art. Das ist keine Körperschaft, die eine Verantwortung für eine Studienreise übernehmen kann. Der natürliche Träger für eine Forschungsreise ist der Verband oder wenigstens der Gau eines Verbands. Er kann ordnungsmäßig beschließen, wer als Delegierter geschickt werden soll, was er zu beobachten hat, und wer die Kosten aus allgemeinen Einnahmen trägt. Nur wenn ein solches Programm vom Verband oder Gau angenommen ist und nach ihm gehandelt wird, geht die Sache einigermaßen ordentlich von statten. So ist es auch bei den zahlreichen Delegationen deutscher Arbeiter nach Skandinavien, England und Amerika geschehen. Niemand hat daran gedacht etwa

einzelnen Betriebsversammlungen oder ähnlichen Veranstaltungen die Verantwortung dafür zu überlassen. Der Verband oder der Gau dagegen stellen öffentliche Größen mit genau abgegrenzten Kompetenzen und verantwortlichen Persönlichkeiten dar, die für die richtige Ausführung solcher Beschlüsse haften können. Ihnen allein gehört die Initiative.

Nun erhebt sich aber noch eine besondere, durch die russischen Verhältnisse verursachte Schwierigkeit. Nach England und Amerika kann man frei reisen, wenn man die nötigen Geldmittel besitzt, und die Informationen über englische und amerikanische Verhältnisse stehen jedem frei, der sich dafür interessiert. Die englischen und die amerikanischen Gewerkschaften sind unabhängige Vereinigungen, die Studienreisende nach Maßgabe ihrer Mittel überall hinführen und einigermaßen richtig informieren können. Die nötige Kontrolle holt man sich in solchen demokratischen Ländern, in denen Parteien, Versammlungsrecht und Presse vollständig frei sind, an diesen Stellen. Und so wird man schließlich ein ziemlich zutreffendes Bild der Verhältnisse durch seine Nachforschungen mit nach Hause bringen. Ganz anders liegen die Verhältnisse in Rußland. Dort gibt es weder ein demokratisches Gemeinwesen noch freie Parteibildung noch Versammlungsrecht oder Preßfreiheit. In dem riesigen russischen Staat mit seinen zirka 150 Millionen Einwohnern herrscht die Diktatur einer verschwindend kleinen Minderheit von Bolschewisten, die alles bestimmt. Die etwa 1 Million zählenden Arbeiter und die viele Millionen zählenden Bauern, die das Reservoir für die Rekrutierung der Arbeiterschaft bilden, folgen äußerlich jener Diktatur einer Minderzahl. Unter ihnen befinden sich jedoch zahlreiche Elemente, die nicht mit den Maßnahmen der Minderzahl einverstanden sind, aber ihr gehorchen, weil sie sonst keine Arbeit und kein Brot finden. Man kann dies am besten an einer russischen Schrift verdeutlichen, die der schon genannte Metallarbeiter Schüler-Weitmar mit nach Deutschland brachte und seinem Verband aushändigte. Sie heißt Der Russische Metallarbeiterverband in Zahlen und gründet sich auf den Stand dieser Organisation im 1. Quartal 1925. Der Russische Metallarbeiterverband hat 582 900 Mitglieder, von denen 520 600 in Arbeit stehen und 62 300 erwerbslos sind. Ausgaben für Streiks gibt es nicht, und die Ausgabeseite der Verbandsrechnung enthält auch keine Angabe darüber. Die russischen Gewerkschaften sind nämlich zur Vermeidung von Streiks bestimmt. Wenn Gewerkschaftsmitglieder mit den Arbeitsbedingungen unzufrieden sind, so spricht man von "Konflikten", zu deren Beilegung Verbandsorgane da sind. Wie diese Konflikte sachlich geregelt wurden, darüber enthält jedoch der Bericht auch nichts. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß alle Fälle, in denen »veränderte Arbeitsbedingungen« auftraten, wie der Bericht sich ausdrückt, solche "Konflikte" waren. Bei der »Veränderung« dieser Arbeitsbedingungen werden die unzufriedenen Arbeiter entlassen; in vielen Fällen werden die Dränger nach besserer Entlohnung aus den Reihen der Verbandsmitgliedschaft gestrichen und durch andere organisierte Arbeiter ersetzt. Die Folge dieses Systems ist, daß sich niemand getraut Kritik an den Arbeitsverhältnissen zu üben.

Wie kann unter solchen Verhältnissen eine deutsche Arbeiterdelegation, die nichts als etwa eine Betriebsversammlung hinter sich hat, die Wahrheit über die Arbeitsbedingungen in Rußland erfahren? Die russischen Gewerkschaftskollegen werden der fremden Delegation gegenüber, die sich nur vorüber-

gehend in Rußland aufhält, sehr wahrscheinlich mit der Wahrheit hinter dem Berg halten und sich sagen, daß ihnen die fremden Kollegen doch wenig helfen können. Sie werden also oft schweigen, und die Arbeiterdelegationen werden die entscheidenden Tatsachen nicht erfahren. Das gleiche gilt von den politischen Verhältnissen. Hier ist noch eine weitere Erschwerung vorhanden. Die geheime russische Polizei, die die sogenannte Sowjetrepublik nicht entbehren zu können glaubt, ist sehr scharf hinter den Personen und ihren Aussagen her, die sich kritisch über das herrschende System oder gewisse Seiten dieses Systems auslassen. Sie kann solche Personen ganz beseitigen oder unschädlich machen und dadurch jede richtige Auskunft über die politischen Verhältnisse verhindern. Nur einzelne unter den vielen Millionen werden also den Mut besitzen über Fehler des Regierungssystems oder der wirtschaftlichen Einrichtungen rückhaltlos Auskunft zu geben. Ob eine deutsche Arbeiterdelegation auf ihrem schwierigen Weg gerade solche einzelne antrifft, das ist doch wohl reiner Zufall. Man wird im Gegenteil annehmen können, daß sie meist auf Auskunftspersonen stößt, die sich durch Billigung oder Lobpreisung der bestehenden Minderheitsherrschaft einen Vorteil bei den Machthabern großen und kleinen Stils zu verschaffen suchen. Wenigstens deuten die Angaben, die der Zentralrat der russischen Gewerkschaften in einem Rundschreiben vom 18. Juli 1925 über den Zustand der Gewerkschaften und die in ihnen herrschende Korruption macht, darauf hin, daß die Dinge meist so oder ähnlich gehen werden. Dieser Bericht ist in der Wochenschrift des Internationalen Arbeitsamts in Genf vom 7. September 1925 in französischer Übersetzung auszugsweise veröffentlicht worden, und er enthält Dinge, die zur größten Vorsicht für nach Rußland entsandte deutsche Arbeiterdelegationen mahnen müssen. Die unbarmherzige Selbstkritik der obersten Stelle der russischen Gewerkschaften ist durch die Überzeugung hervorgerufen, daß es so nicht weitergehen könne. Vorläufig aber wirken die alten Ursachen kräftig weiter auf die Massen der Beschäftigten. Man hat vor allen Dingen noch nichts darüber gehört, daß die Gewerkschaften von der korrumpierenden Staatsaufsicht befreit und wieder unabhängige Organe der Arbeiterschaft werden sollen. Daran hängt aber das ganze System. Unter ihm sind Unterschleife, Veruntreuungen, unerlaubte Vorschüsse und ähnliches zahlreich in allen Gewerkschaften vorgekommen, weil keine ernsthafte Kontrolle der Verwaltung durch die Mitglieder vorhanden ist. Den Hauptgrund dafür, daß die Arbeiter den Versammlungen und Wahlen der Gewerkschaft fernbleiben, sieht der Zentralrat in der Tatsache, daß die Kandidatenlisten vorher im engsten Kreis unter Ausschluß der Öffentlichkeit zusammengestellt werden, und die Generalversammlung darüber nicht einmal sprechen kann. Die Mitglieder, die von dem Recht des Redens Gebrauch machen, setzen sich vielmehr Unterdrückungsmaßnahmen aus. So kommt es, daß die gewählten Arbeiterausschüsse alle Handlungen der Staatsdirektion decken, selbst wenn sie gegen das Interesse der Arbeiter sind, und die in der Gewerkschaft herrschende Korruption mit Stillschweigen übergehen. Mehr als 50 % der Organisierten bezahlen ihre Beiträge nicht, und die Gewerkschaftsversammlungen sind sehr schlecht besucht. Was kann also eine deutsche Arbeiterdelegation, die von ungefähr in solche Versammlungen kommt, auch wenn sie bei dieser Gelegenheit einmal ordentlich besucht sind, zur Prüfung der russischen Verhältnisse Stichhaltiges dort erfahren? Wenig oder nichts.

Endlich begegnet jede fremde Arbeiterdelegation in Rußland noch einer Reihe formaler Hindernisse, die unabänderlich durch die Umstände gegeben sind. Sie stößt sich bei jeder Gelegenheit an ihrer Unkenntnis der russischen Sprache. Wo sie aber Dolmetscher an der Hand hat, wird das Verfahren sehr umständlich, und Mißverständnisse bleiben nicht ausgeschlossen, wenn nicht gar absichtlich tendenziöse Übersetzung stattfindet. An der Beobachtung des freien Volkslebens ist die Delegation jedenfalls sehr stark behindert. Dazu kommt die kurze Dauer der Studienzeit, die sich die meisten deutschen Arbeiterdelegationen beim besten Willen nur gestatten können. Die letzten deutschen Kommissionen, die auf Veranlassung kommunistischer Führer im Juli und August 1925 nach Rußland reisten, hatten für ihre Beobachtungen 6 Wochen Zeit einschließlich der Hin- und Rückreise. Blieben also 5 Wochen wirkliche Studienzeit für ein Riesenreich wie Rußland. Selbst wenn man aber nur Petersburg, Moskau und den Kaukasus als winzige Beobachtungsausschnitte mit besonders bestimmten Verhältnissen gelten läßt, selbst dann muß die Studienzeit als ganz ungenügend bezeichnet werden. Ein deutscher Student, der die Arbeitsverhältnisse einer einzigen deutschen Industrie für seine Doktorarbeit studiert, braucht in der Regel 1 bis 1½ Jahre für diese unumgänglichen Vorbereitungen. Und wenn man auch einer Arbeiterdelegation wegen ihres Klassenverständnisses größere Schnelligkeit der Beobachtung zubilligen will, darf man doch nicht auf die geringe Anzahl von Wochen heruntergehen, die den deutschen Arbeiterdelegationen zur Verfügung standen. Diese kommen in völlig ungewohnte Zustände, deren Auswirkungen sie unmöglich auch nur nach den Hauptrichtungen übersehen können, und für deren Beurteilung sie der nachdrücklichsten Beeinflussung überlassen sind, ohne es zu wollen. So erzählte der Hamburger Delegierte Tonn, der einer sozialdemokratischen Vertrauensmännerversammlung referierte, von der Besichtigung eines Gefängnisses in Jekatarinenburg wie folgt: »Hier war es auch, wo ich feststellen konnte, daß die [von der bolschewistischen Regierung] mitgegebene Dolmetscherin nicht einwandfrei übersetzte. Ich habe das an 2 Fällen beobachten können und auch herausgefunden, daß die Gefangenen nicht richtig mit der Sprache herauswollten. Sie sagten uns: »Was nützt es, wenn wir euch alles erzählen? Ihr seid nachher weit weg.« Man denke sich diese Schwierigkeiten bei verwickelten Erkundigungen, zum Beispiel bei der Frage nach der Entlohnung bei gelernten und ungelernten Arbeitern, nach dem in Rußland unbeschränkt herrschenden Akkordsystem oder nach dem Verhältnis zwischen Fabrikindustrie und Heimarbeit mit seinen vielen Abstufungen verdoppelt, und man wird zugeben müssen, daß solche Erkundigungen nur mit den größten Unklarheiten behaftet möglich waren, ihre Ergebnisse also ohne wirklichen Informationswert sind.

Schon einmal ist eine viel besser vorbereitete und mit viel größeren Organisations- und Geldmitteln ausgerüstete Reiseunternehmung nach Rußland schimpflich an den beschriebenen Hindernissen gescheitert. Ich meine die Delegation des Britischen Gewerkschaftskongresses, die Rußland vom 7. November bis zum 15. Dezember 1924 besuchte und über ihre Feststellungen und Eindrücke den berühmten Offiziellen Bericht der englischen Gewerkschaftsdelegation nach Rußland und dem Kaukasus im November und Dezember 1924 veröffentlichte. Diese Publikation hat es ermöglicht den Vorgängen bei solchen Studienkommissionen genau und bis ins einzelne nachzugehen. Sie enthält zahlreiche Bilder und Zahlenübersichten, die nur aus

amtlichen Quellen stammen können, und gibt die Art der Entstehung des Buches und seines Materials immerhin so gewissenhaft an, daß man sie kontrollieren kann. Kein geringerer als Friedrich Adler, der frühere Sekretär der Internationale in London und genaue Kenner der englischen Partei-verhältnisse, und Heinrich Löffler, der langjährige Angestellte des deutschen Bergarbeiterverbandes, haben das Rußlandbuch der englischen Gewerkschaftsdelegation kritisch untersucht und sind zu für die englischen Arbeiter außerordentlich blamablen Ergebnissen gekommen.¹ Da nämlich keiner der englischen Gewerkschaftsdelegierten Russisch verstand, nahm sich die englische Delegation 3 Hilfskräfte mit, die die russische Sprache vollständig beherrschten und ehemals als diplomatische Beamte für die bürgerliche Regierung Großbritanniens tätig gewesen waren. Einer dieser Herren war der tatsächliche Leiter der Expedition, und zwar der, der ohne nähere Kenntnis der Arbeiterbewegung direkt den Sprung vom Bürgertum in die bolschewistische Ideenkreise vollzogen hatte. Er hat bis auf wenige Seiten, zusammen mit den 2 anderen Gehilfen, den Bericht verfaßt, den das Buch enthält, und zwar hat er nach den Methoden der offiziösen Berichterstattung kritiklos die von der bolschewistischen Regierung gelieferten Übersichten verwendet. So kommt es, daß das Buch nach der Art unmethodischer Reiseberichte 2 Gesichter zeigt. Einmal berichtet es, zum Teil an versteckten Stellen, daß alle oppositionellen Zeitungen in Rußland vernichtet, oppositionelle Meinungen mit Gefängnis und Verbannung bedroht sind, und daß Tausende deshalb in Gefängnissen bis nach Sibirien hin sitzen. Es wird versteckt zugegeben, daß die russischen Diktatoren das Monopol auf Partei und Gewerkschaft haben, und daß jede andere Partei verboten ist. Aber von einem »Terror«, so meldet das Buch auf der andern Seite, hat die Delegation weit und breit nichts bemerken können; solche »hartnäckige Behauptung der europäischen Presse« könne »nicht ehrlich geglaubt« sein. Bei der Schilderung Georgiens und seiner Behandlung durch die Bolschewisten versteigt sich der Reisebericht zu einer unverhüllten Rechtfertigung des kapitalistischen Imperialismus, einer Rechtfertigung, die unter Mißbrauch des Namens und Ansehens der englischen Gewerkschaftsorganisation vollführt wird. Man muß die Schrift Friedrich Adlers und den schneidenden Ausdruck seiner revolutionären Entrüstung über das Machwerk der englischen Diplomaten im Original nachlesen, um den Schaden zu begreifen, den die englische Arbeiterdelegation sich selbst und der Bewegung mit ihrer Veröffentlichung zugefügt hat.² Löffler ergänzt die Adlersche Kritik durch kritische Bemerkungen zum Bericht über die Arbeitsverhältnisse in Rußland und charakterisiert die höchst oberflächlichen und widerspruchsvollen Beobachtungen der Engländer wie folgt: »So ungefähr berichten Sportsleute über Fußballwettkämpfe. Gewerkschaftsvertreter aber sollten nicht in diesen Jargon verfallen. Noch ein solcher Bericht über Rußland, und die russischen Arbeiter dürften jedes Vertrauen zur Arbeiterbewegung der demokratischen Welt verlieren.«³

1) Siehe Adler Der Bericht der britischen Gewerkschaftsdelegation über Rußland /Prag 1925/ und Löffler Rußland im Licht englischer Gewerkschafter /Berlin 1925/.

2) Siehe dazu auch die Rundschau Sozialistische Bewegung, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 569 und folgende.

3) Ergänzend hat der Verfasser dieses Artikels die Unwahrhaftigkeit der britischen Berichterstattung über die russischen Volksschulzustände nachgewiesen: siehe Quarck Proben aufs Exempel, in der Frankfurter Volksstimme vom 30. Oktober 1925.

Leider sind die Lehren dieses bedauerlichen Versagens der englischen Arbeiter in keiner Weise von den deutschen Arbeiterkommissionen beachtet worden, die im Sommer 1925 nach Rußland fuhren. Viele noch schlimmere, weil von der bolschewistischen Regierung ganz offen beeinflusste Berichte sind in den letzten Monaten an die Adresse der deutschen Arbeiter erstattet worden, und nur ganz vereinzelt, wie in Hamburg, haben sich kritische Stimmen aus den Reihen der Reisedelegierten selbst dagegen geäußert. Wenn die deutsche Arbeiterklasse kühlen Kopf behalten hat und sich nicht durch die Tendenzschilderungen täuschen ließ, so hat sie dies in der Hauptsache ihrer freien Gewerkschaftspresse zu verdanken.

In diesen Tagen wird ein zwischen der deutschen und der russischen Regierung verabredetes Vertragswerk im Reichstag beraten, bei dem die Gewerkschaften und ihre Mitglieder im höchsten Grad interessiert sind. Es handelt sich um den deutsch-russischen sogenannten Handelsvertrag vom 12. Oktober 1925, in dem nicht weniger als 9 Gegenseitigkeitsverträge über Niederlassung, Wirtschaft, Eisenbahnen, Seeschifffahrt, Steuern, Handelsgesetze, gewerblichen Rechtsschutz und anderes mehr zusammengefaßt sind. Diese Abmachungen sind, wie der Geheime Regierungsrat Georg Cleinow darlegt, erst nach 1½-jährigen Verhandlungen zustande gekommen und haben auf die völlig anders geschichteten russischen Verhältnisse in jeder Beziehung Rücksicht nehmen müssen.⁴ Zur Bewältigung dieser parlamentarischen Aufgabe hätte man den Führern der deutschen Gewerkschaften eine bessere und gründlichere Information gewünscht, als sie die bisher nach Rußland entsendeten deutschen und englischen Arbeiterkommissionen jeder Art leider geleistet haben.

ADOLF BEHNE · STAGNIERT DIE KUNST?



WER sind wir? Der leidenschaftliche Rest der Ahnen. Wir dürfen tief davon überzeugt sein, daß wir nichts vermögen, was den Werken der Alten gleichkommt . . . Die Ahnen kommen zurück und stehen um das Grab unseres Jahrhunderts, Jahrtausends.« So klagt Wilhelm Hausenstein, und Benno Reiffenberg sagt dazu, im Piperboten: »Endlich, endlich hat einer es gewagt diese Dinge zu sagen. Hat einer die Schande seiner Zeit ausgesprochen.«

Ja, aber das »wagen« ja täglich die kompakten Majoritäten in allen Kreisen aller Gebildeten.

Da sind zunächst die Oberlehrer mit und ohne Patent, die *laudatores temporis acti*, denen alles Neue ein Greuel ist, weil es neu ist. Negationsräte. Ihrer Anhänger ist Legion.

Eine große Gefolgschaft haben auch die Skeptiker. Sie sind viel zu "helle", als daß sie Ahnenkult zelebrieren könnten. Ihr Respekt vor dem bessern Altertum ist gering. Aber sie finden die eigene Zeit auch nicht sehr imponierend, wie sie sich überhaupt nicht gern imponieren lassen. Sie sind "moderne Menschen". Aber der Ernst, die Strenge der Zeit, so sehr sie bereit

⁴ Siehe Cleinow Eine Einführung in das russische Vertragswerk vom 12. Oktober 1925, im Heimatdienst vom 1. November 1925. Die gesamte Darstellung läßt erkennen, daß die den Gewerkschaften angehörenden deutschen Abgeordneten im Reichstag eine sehr genaue Kontrolle der amtlichen Angaben zum Vertragswerk vornehmen müssen.

sind sie in der Politik anzuerkennen, sind ihnen in der Kunst ein Greuel. Wo die Kunst Ernst macht, mokieren sie sich. Sie mokieren sich überhaupt gern über Kunst, in einem ganz verständlichen, aber ein wenig verspäteten dadaistischen Widerspruch gegen die Kunst der Snobs und der Ästheteten. Aber wenn dieser Widerspruch sie treibt das flott Fidele, das improvisiert Naive, das elegant Gespielte, kurz, die Richtung Querschnitt als das allein noch Erträgliche von moderner Kunst zu ästimieren, so stellen auch sie sich auf die falsche Seite, auf die reaktionäre. Sie sollten über dem Querschnitt den Grundriß nicht ganz vergessen. Da sie ja nicht Reaktionäre sind, so steht ihnen der billige Spott über theoretische Begriffe der fortschrittlichen Künstler sehr schlecht an. Man braucht ja nicht seriös, nicht feierlich zu werden, aber man sollte in artibus nicht schlapper sein als in politicis.

Das ist das Eigenartige der Situation: die Unfähigkeit und Abneigung die Geschehnisse als Totalität zu sehen. Es stagniert weniger die Kunst als das Publikum. Es ist auf die Gehirne der Menschen jener fatale Balken zwischen Politik und Feuilleton nicht ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Die überm Strich fortschrittlich sind, sind unterm Strich oft stramme Reaktionäre. Bedenkt man nun, daß jene, die schon überm Strich reaktionär sind, es unterm Strich meist erst recht sind, so erkennt man wohl den Urgrund der alles zermalmenden Reaktion in Deutschland. Wie soll es anders sein, wenn je 2 Zeitungsleser mindestens 1½ Reaktionäre ergeben? (Natürlich wird ein banausisches Feuilleton nicht dadurch sozialistisch, daß in jeden Satz einmal das Wort Klassenkampf eingefügt wird.) Es ist immer nur das halbe Gehirn, bis zum Strich, fortschrittlich, die andere Gehirnhälfte ist reaktionär. Und daher haben die ganz Reaktionären ein so leichtes Spiel. Manche unserer Republikaner möchten schrecklich gern die Republik. Aber weit entschiedener, weit positiver und bestimmter ist ihre geistige Haltung konservativ, bis ganz tief zu den radikalen Sozialisten hinein (Beispiel: das Zentralorgan der Sozialdemokratie), und dieser Zwiespalt hindert sie an einer wahrhaft schöpferischen Arbeit für die Republik. Denn gestalten kann man immer nur das Ganze. Was die Linkspresse politisch und ökonomisch durchzusetzen versucht (gleichgültig, ob es wenig oder viel ist), hat ganz bestimmte Konsequenzen auch für das geistige Schaffen: Konsequenzen, die nicht Willkür zu ziehen versucht, sondern die in der Sache liegen. Werden diese Konsequenzen nicht gesehen, und werden sie nicht beachtet, so wird die Sache selbst halbiert und ist außer Macht Wirklichkeit zu werden. Denn jede Gestalt und also alle Gestaltung ist einheitlich, kann nur einheitlich sein, also nur einheitlich erarbeitet werden. Aus der Distanz sind viele für Republik, Demokratie, Freiheit. Sie denken, es könnte alles bleiben wie es ist. Man malt nur das Firmenschild um. Aber so geht das nicht. (Ein Beispiel für die Horizontlosigkeit der Linken: Die demokratische Landtagsfraktion richtete diese Kleine Anfrage an die preußische Regierung: »Das Bildhauer- und das Drechslergewerbe leiden an einer starken Arbeitslosigkeit durch die Moderichtung der gradlinigen Formen des Häuserbaus wie auch der Inneneinrichtungen . . . Wir fragen deshalb bei der Staatsregierung an, ob sie bereit ist durch Auftragserteilungen beide Gewerbe zu fördern und damit die Veranlassung zu geben, daß die Moderichtung geändert wird.« Führen wir die Sklaverei wieder ein, damit die Kettenfabrikation nicht leidet!

Also was ist in der Kunst heute los?

Es ist nur die Kleinigkeit los, daß sie ihre Stellung im Ganzen der menschlichen Gesellschaft gründlich revidiert. In einer tiefgreifenden Gedankenarbeit erforscht sie aufs neue ihre Mission und ihre Mittel. Mit schonungsloser Härte gegen sich selbst übt sie Kritik an ihren Leistungen. Mit rastloser Energie sucht sie die Basis für eine neue fruchtbare Arbeit.

Und sind Resultate erkennbar?

Eine erstaunliche Konzentration der Kunst. Sie nähert sich in ihrer sachlichen Strenge der Wissenschaft. Und gleichzeitig wird sie Politik und wird das eine durch das andere.

Nun also, triumphiert der Gebildete, ist sie am Ende, ist sie als Kunst am Ende, ist sie Intellekt, Agitation, Theorie, Literatur geworden, also das Gegenteil von Kunst. Kunst, die denkt, ist tot. Und außerdem: diese Versuche waren vor etlichen Jahren aktuell und auch ganz interessant. Heute beginnt endlich wieder lebendige Empfindung die Kunst zu beleben usw. usw.

Aber die Kunst überwindet das Intellektuelle um so sicherer und bestimmter, je sicherer und bestimmter sie denkt, das heißt geistige Ordnungen mit ihren Mitteln schafft. Es gibt nicht eine denkende und eine nichtdenkende Kunst sondern eine wahrdenkende und eine schiefdenkende, eine erkennende und eine schwatzende Kunst. Wie könnte Kunst anders als denkend sein, da sie ja doch eine Form des Bewußtseins ist?

Was in der Kunst geschieht? Weniges, was sich als Clou einer Bilderausstellung präsentieren könnte. Es geschieht eine Wandlung der Struktur und der Methode. War bisher in alle Dinge des Lebens ein bißchen Kunst hineingemischt, hineingeleimt in einer das Ganze machtlos machenden Verzettelung, so zieht sich jetzt die Kunst aus den vielen Tausenden von kleinen Positionen heraus, sammelt sich, um als Ganzes auf die Ganzheit des Lebens einzuwirken. Mit methodischer Gründlichkeit ihre elementare Basis immer neu überprüfend kontrolliert sie jede ihrer Handlungen auf richtige Stellung im Ganzen, unterstellt sie jedes Tun einem raumzeitlichen Koordinatensystem. Dieses ist ihre Politik, die nur auf der Basis wissenschaftlichen Erkennens möglich ist. Die neue Kunst erobert den Raum. Aus einer Sache des Habens für wenige wird sie zu einer Sache des Seins für alle. Das ist das Geheimnis ihres krisenreichen Arbeitens. Nichts ist leichter und bequemer als an diesem Vorgang vorbeizusehen. Wer nur Ausstellungen, Zeitschriften und Denkmäler, wer nur "Formen" sieht, sieht die wesentliche Arbeit nicht. Die Kunst der schönen Einzelform zerfällt, und neu erhebt sich eine neue interformale Schönheit.

Die neue Kunst ist ein Teil des universalen Denkvorgangs unserer Zeit. Die Kunst hat kein anderes Leben als die Gemeinschaft. Und wir können mit dem selben Recht die Resultate der neuen Astronomie, der neuen Physik, der neuen Biologie als Teile der neuen künstlerischen Gestaltung unserer Welt betrachten. Es beglückt heute die tiefe Einheit in allem Wesentlichen zu erkennen. Daß sich die wichtigsten Schöpfer noch kaum als Gleichstrebende erkennen, ist nebensächlich. Es existiert eine überpersönliche Einheit; nennen wir sie die neue Zeit. Diese neue Zeit ist eine Gußform, in die jeder Schöpferische sein Werk, seine Tat als Gußmasse hineingießt. Keiner sieht Umfang und Gestalt der riesenhaften Form, aber jeder hilft, auch ohne

seinen Nebenmann zu kennen, zu verstehen, zu lieben, am gemeinsamen Werk. Diese überpersönliche Einheit, diese neue Zeit drückt uns ihren Stempel auf.

Der konstruktive Gedanke ist in der Kunst fruchtbar geworden (er hat den Konstruktivismus überdauert). Seine Konsequenzen sind zwingend und reichen unvermutet weit. Er ist ein Teil des großen konstruktiven Gedankens, der ganz allgemein die Gegenwart beherrscht. Versuchen wir die Wechselwirkungen zu erfassen. Es ist wichtig für die Gesundung der Generation, daß sie die Zeit erkenne, in der sie lebt und arbeitet, ohne Möglichkeit sich eine andere Zeit zu wählen. Noch klafft ein Widerspruch zwischen dem Sinn dieser Arbeit und der menschlichen Einstellung der Arbeitenden. Die Arbeit ist in ihrem Wesen neu geworden. Sie strebt notwendig und unaufhaltsam zur letzten Ausprägung und klarsten Vollendung des Neuen, während die Vorstellungen, Neigungen und Energieen des Arbeitenden oft genug rückwärts gehen, ja ausgesprochen konträr zum Sinn der Arbeit verlaufen. Dies reicht bis in die kleinsten Einzelheiten. Aus dem Widerspruch ergeben sich geistige Schäden, Hemmungen des Organismus, Krankheitserscheinungen. Sie sind nur dadurch zu überwinden, daß der geheime Sinn der Arbeit, vor dessen Erscheinung man unbewußt flieht, mutig in das Bewußtsein gehoben wird. Dann erst verliert die geistige Haltung das Zwangsmäßige, Feindliche, Gewaltsame, das ihr aus der schwierigen, innerlich hoffnungslosen Abwehrstellung gegen die Zeit, gegen wichtigste Teile des eigenen Ichs kommt und kommen muß.

Gegen die Zeit wollen: das ist Gewalt. Die Zeit in das Bewußtsein erheben, sie bejahen, mit ihr arbeiten: das ist Gesundheit und Fruchtbarkeit.



WALTER LESSMANN · LEBEN



UND immer stürme
Das Leben vor
In unentdeckte,
Unbekannte Fernen.

Frührot winkt
Und lockt und lohnt.

Doch der Weg ist hart
Und fordert Entbehren,
Sich ganz Opfern.
Und viele Körper
Fallen auf diesem Weg.

Aber immer wieder
Müssen neue Menschen, Lebenskörper,
Vom Geist getragen und beseelt,
Vorstürmen und entdecken
Und helfen die Menschheit
Vom Bann des Wahns
Zu erlösen.



RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Geistige Bewegung / Herbert Kühnert

Frankreich und Deutschland Obwohl bereits vor 5 Monaten in dieser Rundschau (in diesem Band Seite 420 und folgende) das deutsch-französische Problem im Anschluß an wichtige, der deutsch-französischen Verständigung dienende Bestrebungen und literarische Erscheinungen behandelt wurde, muß man angesichts der augenblicklichen besondern Wichtigkeit und Dringlichkeit der Frage für Europa und den sozialistischen Gedanken zunächst wiederum auf einige in gleicher Richtung liegende Tatsachen im geistigen Leben Frankreichs hinweisen. Es tritt immer deutlicher hervor, daß sich in den letzten Jahren auch in dem Teil der französischen Intelligenz, der mit dem Sozialismus oder dem liberalen Pazifismus nichts zu tun hat, tiefgehende Wandlungen vollzogen haben, die für das Ziel einer deutsch-französischen Verständigung aus dem Bewußtsein weiterer kontinentaleuropäischer Kulturgrundlagen und -ziele keineswegs bedeutungslos sind, die es darum verdienen der deutschen Öffentlichkeit vor Augen geführt zu werden.

Ein typisches Beispiel für diese Wandlungen liefert eine Publikation der Union pour la vérité, betitelt Entretiens de 1922 sur les rapports entre Français et Allemands, die den Mitgliedern in Paris und der französischen Provinz zugestellt worden ist. Die Broschüre stellt das Protokoll von Vorträgen und Erörterungen dar, die die Union im Wintersemester 1921-1922 für ihre Mitglieder und Gäste in Paris veranstaltet hat, und die in planmäßigem Aufbau einer umfassenden Behandlung des Problems der deutsch-französischen Beziehungen gewidmet waren.

Den Ausgangspunkt der Erörterungen bildet ein Ende 1921 gehaltener Vortrag des bekannten Volkswirtschafters der Sorbonne Charles Rist über das Problem der deutschen Reparationszahlungen an Frankreich. Der Vortrag des nächsten Abends behandelt die Frage der deutschen Abrüstung. An einem 3. Abend wird durch den auch in Deutschland nicht unbekanntem Verfasser einer monumentalen Nietzschebiographie, den Professor Charles Andler, die Frage behandelt, inwieweit man von einer Gleich- und Verschiedenartigkeit des deutschen Geistes sprechen könnte. Alle Vorträge

sind von dem Bestreben getragen, unabhängig von der Tagespolitik, die deutsche und die französische Wirklichkeit zu erforschen, das deutsche Volk, seine Art, seine Gegenwartsnöte und Zukunftshoffnungen unvoreingenommen zu verstehen und aus diesem Verständnis heraus die Möglichkeiten zu suchen, die sich für eine zukünftige friedliche Gestaltung der deutsch-französischen Beziehungen zu ergeben scheinen. Das verhältnismäßig hohe Niveau jener Vorträge und Diskussionen läßt sich unter anderem daraus ersehen, daß sie bereits deutlich eine selbstkritische Stimmung (im französischen Sinn) erkennen lassen: nämlich die Meinung, daß Frankreich nicht gleichzeitig Deutschland machtpolitisch niederhalten und Verständigungspolitik treiben oder erwarten könne, daß es sich vielmehr entweder für die eine oder für die andere Methode entscheiden müsse. Diese Alternative findet der Leser besonders in dem Referat Rists über Deutschlands Zahlungswillen, seine Zahlungsmöglichkeiten, deren Grenzen und Folgen für die französische Finanz- und Volkswirtschaft herausgearbeitet. In der Abrüstungsfrage äußert sich der Referent, ein hoher Militär, skeptisch. In der Diskussion weist ihn sein militärischer Kollege darauf hin, daß die einseitig erzwungene Abrüstung bei Deutschland notwendig die Haltung der passiven Resistenz und den Willen zu heimlicher Umgehung der Zwangsabrüstung hervorrufen müsse. Der selbe Militär glaubt, daß ein Anschluß Deutsch Österreichs die Friedenstendenzen im Deutschen Reich stärken würde. Der von André Lichtenberger vortrefflich eingeleitete Vortrag Andlers geht von dem fundamentalen Glauben an eine einzige europäische Zivilisation aus, von der die deutsche und die französische Form nur Spielarten seien. Die Besonderheit dieser Spielarten wird in einer typisch verschiedenen Verbindung der Elemente Intelligenz und Wille gesehen, und diese Verschiedenheit an Beispielen aus der deutschen und französischen Geschichte des Rechts, der Gesetzgebung, der Innen- und Außenpolitik, der Ideengeschichte erläutert. Andererseits wird auf die gemeinsamen Grundlagen hingewiesen, die, wie an den das deutsche und das französische Recht beherrschenden Grundbegriffen gezeigt wird, den deutschen Typus dem französischen näher verwandt erscheinen lassen als dem englischen.

Die Frage der deutsch-französischen kulturellen Beziehungen kann natürlich nur da vertieft behandelt werden, wo diese Behandlung in dem wachen Bewußtsein von dem Zusammenhang des Lebens beider Völker mit der allgemeinen Kulturgeschichte und im besondern aus gründlicher Kenntnis der Einflüsse erfolgt, die seit vorgeschichtlichen Zeiten immer wieder von Westen her über den Rhein herüber und umgekehrt von diesseits des Rheins nach dem Westen hinüber gewirkt haben. Zu den unentbehrlichen modernen Werken, die die einschlägige Forschung zu Rat ziehen muß, gehören die mehrfachen Veröffentlichungen, die in dem Verlag Hachette in Paris von dem Universitätsprofessor Louis Reynaud zu dem Thema der Geschichte der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich herausgebracht worden sind. Es handelt sich im wesentlichen um die beiden folgenden Werke: *Histoire générale de l'influence française en Allemagne /1914/* und *L'influence allemande en France au 18. et au 19. siècle /1922/*. Beide Werke führen die geschichtliche Darstellung bis in die unmittelbare Gegenwart hinein und bieten natürlich, besonders in ihren Werturteilen, dem deutschen Standpunkt manche Angriffsflächen, lassen aber im allgemeinen die Tatsachen durch sich selbst sprechen und sind jedenfalls als Tatsachensammlung unentbehrlich, im übrigen mindestens anregend.

Das ständige Vordringen des kritischen Geistes in der Behandlung der deutsch-französischen Frage und des damit meist verbundenen Verständigungswillens, der ein friedliches Zusammenwirken von Deutschland und Frankreich in einem neuen Europa anstrebt, äußert sich in Frankreich auf die mannigfaltigste Weise. 2 Bücher, in denen der Anteil der französischen Politik am Weltkrieg und dem darauf folgenden europäischen Wirrwarr kritisch untersucht wird, und die in Frankreich viel Beachtung gefunden haben, sind Mathias Morhardt *Les preuves* (deutsch von U. von Verschner /Leipzig, Quelle & Meyer/) und Alfred Fabre-Luce *La victoire* (deutsch von Lina Freuder /Frankfurt, Frankfurter Sozietätsdruckerei/). Fabre-Luce beschäftigt sich besonders mit 2 Tatsachenkreisen, nämlich der Vorkriegsdiplomatie und den Folgen des Krieges. Er hält Frankreichs Nachkriegspolitik bis zu Herriot für gänzlich verfehlt und das Resultat des Ruhrkriegs für gering. (Er begeht dabei den typischen Fehler der französischen Linken, die die Rolle Englands bei der deutsch-

französischen Entzweiung nicht kennt oder nicht sehen will; daher kann er Ursachen und Ergebnisse der Ruhrbesetzung auch nicht richtig einschätzen. Übrigens hat er auch in der seit April im Verlag Der Neue Geist erscheinenden Europäischen Revue seine Ansichten über Frankreichs Politik gegenüber Deutschland dargelegt. Er fragt, ob die Alliierten bereit seien aus den an Deutschland gerichteten Entwaffnungsforderungen die Konsequenz der eigenen Entwaffnung zu ziehen: »Werden wir nicht eines Tages sehen, daß Deutschland seine Entmilitarisierung eiligst beendet, nur um legal zur sofortigen Wiederbewaffnung ermächtigt zu sein? Diese ernste Frage der militärischen Kräfteverhältnisse wird sich baldigst im Verein mit anderen ähnlichen Fragen stellen; sie wird wohl geregelt werden müssen, und zwar nicht mehr durch passive Ausführung der Bestimmungen eines Vertrags sondern unter Beachtung der vorhandenen Wirklichkeiten und im Bestreben den Interessen beider Völker zu dienen.« Das Buch Morhardts beschäftigt sich vorwiegend mit dem Tatsachenkreis um den Mord von Serajewo und mit den diplomatischen Vorgängen von da bis zum Ausbruch des Krieges. Der Verfasser sucht die Schuld an der Weltkatastrophe möglichst auf alle Nationen zu verteilen, um so nicht eine Nation allein zu belasten. Das Streben ist moralisch, Methode und Einzelergebnisse sind fragwürdig.

Neben diesen literarischen Erscheinungen ist in diesem Zusammenhang auch auf die sich täglich mehrenden Kundgebungen, Aufrufe und öffentlichen Erörterungen hinzuweisen, mit denen Vertreter der französischen Intelligenz für objektive und allseitige Erforschung der Kriegsursachen, für Revision des Versailler Vertrags, für kritische Überprüfung der Nachkriegspolitik aller Staaten und für europäische Neuordnung im Geist der Gleichberechtigung und des friedlichen Zusammenwirkens der Völker eintreten. Unter den Organisationen, die sich in den letzten Monaten besonders um die Einführung des französischen Publikums in das deutsche Geistesleben von heute bemüht haben, sind vor allem zu nennen: das von Lichtenberger geleitete Europäische Bureau der Carnegie-Stiftung in Paris, die Ecole Normale Supérieure, das Comité National d'Etudes. Von den genannten Zentren aus sprachen in den letzten Monaten vor einem französischen interessierten Publikum Max Scheler, Hugo von Hofmannsthal, Emil Ludwig, Hellmut von Gerlach, Arthur Schnitzler,

Friedrich Wilhelm Foerster, Harry Graf Kessler, Nikolaus Graf Coudenhove-Calergi und andere mehr. Auch der internationale Kongreß des Penklubs, der Ende Mai in Paris tagte, gab einer Reihe hervorragender Vertreter der deutschen Literatur und Publizistik Gelegenheit mit dem geistigen Frankreich in nähere Fühlung zu treten; namentlich auch Heinrich Mann.

Bildung Das Wort Bildung hat heute viel von dem schönen und tiefen Sinn verloren, in dem es von unseren Klassikern gebraucht worden ist. Das Bewußtsein für diesen guten Sinn wieder zu schärfen ist unter anderen eine der vornehmsten Gegenwartsaufgaben des modernen Verlagswesens. Es ist sehr erfreulich, daß es deutsche Verleger gibt, die dieser Aufgabe nicht nur mit bestem Willen sondern auch mit vorbildlichen Leistungen dienen. Eine solche ist die Buchserie *Bücher der Bildung* /München, Albert Langen/. Sie will den Begriff Bildung in dem Sinn verstanden wissen, wie ihn Wilhelm von Humboldt verstand, als er schrieb: »Wenn wir in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches [als Zivilisation und Kultur], nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt.« Daher bringt die Sammlung Bände, von denen jeder eine Auswahl aus dem literarischen Lebenswerk von Philosophen, Gelehrten, Künstlern, Kritikern enthält, die durch ihre Persönlichkeit und ihr Schrifttum auch heute noch Führer zu solcher Art von Bildung sein können. Die Autoren, aus deren Werken die in schöner Einfachheit ausgestatteten Bände der Sammlung geschöpft haben, sind Goethe, Rousseau, Schiller, Macaulay, Taine, Wagner, Hehn, Döllinger, Gregorovius, Hillebrand, Ihering, Helmholtz und andere. Der Gestalt und Gedanke überschriebene Band Schillers zum Beispiel zeigt in einer von Tim Klein besorgten Auswahl Stücke aus dem Abfall der Niederlande und der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges sowie die beiden Erzählungen Der Verbrecher aus verlorener Ehre und Spiel des Schicksals. Die dann folgenden Stücke aus Schillers philosophischen Schriften sind so ausgewählt, daß sie die Resultate der theoretischen Untersuchungen Schillers zusammenfassen und sie in möglichst direkte Beziehung zu den leitenden Ideen seines Gesamtschaf-

fens stellen. Den Schluß des Bandes bilden einige der Kritiken und Aufsätze Schillers über das Theater. Ein Nachwort des Herausgebers begründet die Art der Auswahl und gibt die nötigsten bibliographischen Angaben.

In ähnlicher Richtung wie die Bücher der Bildung des Verlags Albert Langen, nur mehr auf die akademische Wissenschaft Deutschlands und weniger auf den Zweck volkstümlicher Bildung bezogen, bewegt sich eine von Fritz Strich herausgegebene Sammlung *Deutsche Akademie-reden* /München, Meyer & Jessen/. Die Sammlung, die sichern Blick des Herausgebers für Niveau und geistesgeschichtliche Bedeutung verrät, umfaßt, geschichtlich betrachtet, die Zeit von Schillers Antrittsvorlesung bis in die Zeit kurz vor dem Weltkrieg. Die in ihr vertretenen Autoren sind, neben anderen, Schiller, von Müller, Schelling, Jacobs, Droysen, Vischer, Sybel, Jakob Grimm, Ernst Curtius, Döllinger, Adolph Wagner, Troeltsch. Sie ermöglicht zugleich einen geschichtlichen Überblick über Höhepunkte des deutschen akademischen Geistes und einen Einblick in sein Ringen um die Güter der Erkenntnis, der wissenschaftlichen und philosophischen Führung, sein bestes Streben nach Formung und Gestaltung des Lebens in seiner Totalität wie in seinen wichtigsten kulturellen Kategorieen vom Geist und von der Persönlichkeit des führenden Forschers und Lehrers her, sein Bemühen um Herauswachsen aus dem besondern wissenschaftlichen Fach in das große Ganze einer Welt- und Lebensanschauung, um Hinauswirken über den engeren Rahmen der Akademie ins öffentliche Leben. Dabei ist manches, was mit Rücksicht auf seinen gedanklichen oder Persönlichkeitswert bewußtere Erinnerung innerhalb der deutschen Akademie und Öffentlichkeit von heute verdiente, so Vischers Antrittsrede, Grimms Rede über das Alter, Döllingers Rede über die Juden in Europa, Wagners Rede über das Verhältnis der akademischen Nationalökonomie zum Sozialismus, mit Recht wieder ins Licht gestellt worden. So kann auch dieses Buch als Führer zum Eindringen in das Wesen und die höchsten Werte wissenschaftlicher Bildung überhaupt dienen.

In diesem Zusammenhang sei noch auf eine erzieherisch wertvolle Sammlung hingewiesen, die der Verlag Felix Meiner in Leipzig unter dem Titel *Dokumente der Menschlichkeit* herausgibt. Gleich das 1. Heft ist eine Fanfare. Es enthält Fichtes kleine Schrift über die

Republik der Deutschen, die der Philosoph auf den Aufruf Friedrich Wilhelms III. hin verfaßte, und in der er sich leidenschaftlich gegen die Monarchie wendet. Die anderen Bändchen bringen Morus, Swift, Campanella, Rousseau, Wilhelm von Humboldt, Schopenhauer usw.

Auch ist hier eines Bandes *Klassischer Journalismus* /Berlin, Rudolf Kaemmerer/ zu gedenken, in dem Egon Erwin Kisch versucht hat in Form einer mit einführenden bio- und bibliographischen Notizen versehenen Auswahl Meisterwerke der abendländischen Journalistik darzubieten. Der Begriff Journalismus ist in der Sammlung mit Recht so weit gefaßt worden, daß er nicht nur Leitartikel, Tagesnachrichten, Korrespondenzberichte, Aufsätze über Gerichtsverhandlungen und Prozesse, Theater, Konzerte, Opern, Werke der dramatischen und der bildenden Kunst, der epischen, lyrischen und wissenschaftlichen Literatur sondern auch berühmte Streitschriften, Flugblätter, Manifeste und anderes einschließt. Unter den 150 in der Sammlung ausgewählten Autoren ist also nicht nur der Journalist im engeren Sinn vertreten, sie hat ihr Gepräge vielmehr vom Typus des klassischen Tagesschriftstellers überhaupt empfangen. Wir finden also in ihr unter der Rubrik Leitartikel unter anderen auch die Namen Luther, Pascal, Swift, Franklin, Mirabeau, Marat, Napoléon, Gentz, Kleist, Mazzini, Börne, Hugo, Marx, Ibsen, Dostojewskij, Bismarck, Jaurès. Die Rubrik Tagesnachrichten und Berichte auswärtiger Korrespondenten beginnt mit Plinius des Jüngern Bericht über das Erdbeben von Pompeji und führt bis zu Jules Hurets deutscher Studienreise. Die Kategorie Gerichtssaal bringt Voltaires Streitschrift in Sachen Calas und Sirvens, Zolas J'accuse. Die großen publizistischen Angelegenheiten des Weltkriegs, der Revolutionen, der Staatsumformung und des Friedens sowie der philosophischen und künstlerischen Angelegenheiten des Heute sollen einem besonders Band *Zeitgenössische Publizistik* vorbehalten bleiben. Die Norm, die dieser Auswahl zugrunde liegt, scheint sich nicht immer ausschließlich vom Wert des Dargebotenen her bestimmt zu haben sondern auch von der jeweiligen Wirkung auf die Zeitgenossen, und so kommt es, daß sich der Band als Ganzes nicht durchweg als geschichtliche Veranschaulichung des Begriffs Klassischer Journalismus darstellt, doch als Lesebuch zur Geschichte der Journalistik überhaupt

Kurze Chronik Am 3. und 4. Juni tagte in Konstanz eine Pfingstkonferenz *katholischer Politiker*, an der etwa 80 Politiker aus Deutschland, Österreich und der Schweiz teilnahmen. Als Hauptfragen wurden die des Völkerbundes und der deutsch-französischen Verständigung behandelt. Das von dem ehemaligen österreichischen Bundeskanzler Seipel erstattete Hauptreferat bildete ein volles Bekenntnis zum Völkerbund. ◊ Der Internationale Arbeitskreis für *Erneuerung der Erziehung*, der im Jahr 1921 in Calais und 1923 in Montreux tagte, hat seine diesjährige Tagung, bei der mehr als 500 Vertreter aus 23 Ländern anwesend waren, Mitte August dieses Jahres in Heidelberg abgehalten. Das Verhandlungsthema war die Entfaltung der schöpferischen Kräfte des Kindes. An dem Kongreß wirkten unter anderen führend mit: Elisabeth Rotten, Martin Buber und Eugenie Schwarzwald, die Wiener Philanthropin. ◊ In Genf ist eine *Schule für Kinder aller Nationalitäten* gegründet worden. Sie ging aus einer Schule für die Kinder der Beamten des Völkerbundsekretariats und des Internationalen Arbeitsamts hervor. Die Schule umfaßt 3 Sektionen, 1 für das Kindergartentaler, 1 Elementar- und 1 Höhere Schule. Sie wird von Knaben und Mädchen besucht. Ein in einem Vorort von Genf gelegenes Internat wird ihr angegliedert werden; es ist zunächst nur für Knaben bestimmt. ◊ Aus der *preußischen Schulstatistik* geht hervor, daß 1911 bis 1921 ein starkes Abströmen der Schüler der Volksschulen zu den Höheren Schulen stattgefunden hat. Im Jahr 1921 sind in der Schülerzahl der Volksschule Protestanten und Juden schwächer, Katholiken stärker beteiligt als ihrem Anteil an der Gesamtzahl der schulpflichtigen Kinder entspricht. ◊ Trotz dieser Tendenz zur Höheren Schule nimmt nach einer von der Akademischen Auskunftsstelle Leipzig herausgegebenen Statistik die Anzahl der Studierenden an den *deutschen Hochschulen* seit dem Wintersemester 1922-1923 in fast allen Studienfächern ab. Am meisten zurückgegangen ist sie in der Medizin (um 49 % gegen 1914), dann in der Zahnheilkunde, der Tiermedizin, der evangelischen Theologie und der Architektur. Die Anzahl der studierenden Ausländer ist seit dem Sommersemester 1923 von 15 500 auf 10 800 gesunken. ◊ Vom 31. Juli bis zum 7. August wurde in Genf der *14. internationale Esperantokongreß* abgehalten. Es nahmen an ihm 800 Vertreter aus 23 Ländern teil. Mit dem Kongreß

verbunden war eine internationale Universitätswoche, in der namhafte Gelehrte populärwissenschaftliche Vorträge in Esperanto hielten. Den Hauptvortrag der Eröffnungssitzung hielt ein chinesischer Professor, der über die Lehre und den Geist Kungfutses sprach. ◊ Der *Deutsche Meister-Bund* in München hat folgendes Werbesystem für Gewinnung neuer Mitglieder eingerichtet: Jeder der Mitglieder wirbt, erhält, nachdem der Mitgliedsbeitrag für ein volles Jahr von diesen gezahlt ist, unentgeltlich und portofrei für 2 neue Mitglieder nach eigener Wahl ein entsprechendes Buch für 2 Mark, für 3 Mitglieder ein solches für 3 Mark, und so nach diesem System fort. Der Bund sucht in seiner Büchersammlung die bedeutenden Schöpfungen der deutschen Literatur in angemessenem Gewand zu vereinigen; es seien Hoffmanns Elixire des Teufels und Stifters Brigitta erwähnt, die sich in guten Halblederbänden angenehm präsentieren. ◊ Unter den *Abreißkalendern* für 1926 ist in erster Linie der Wochenkalender zu empfehlen, den Fritz Röttcher herausgebracht, und den er in klarer Absicht und mit voller Berechtigung Neues Deutschland genannt hat (Wiesbaden, Verlag Friede durch Recht/. Die Ansprüche, die auf den einzelnen Blättern wiedergegeben werden, sind, wenn sie von jedem Leser innerlich erfaßt und als Aufruf zu der ihnen entsprechenden Tat genommen werden, geeignet Deutschland neu aufzubauen. Das von Käthe Kollwitz gezeichnete ergreifende Titelblatt läßt uns noch einmal das Leid der Jahre fühlen, die hinter uns liegen, sagt uns damit aber auch, was in diesem Jahr zu tun unsere Pflicht ist. Und die Porträts zwischen den Kalenderblättern sind die Wegweiser zu dem Ziel. Es ist symbolisch, daß ihre Reihe mit Friedrich Wilhelm Foerster beginnt und mit Marc Sangnier schließt, so die umfassende Zusammenarbeit der deutschen und der französischen Nation als die Aufgabe dieses Jahres zeigend. Auch auf den von Karl Maußner herausgegebenen *Dürerkalender* für Kultur und Kunst (Berlin, Dürerverlag/, dessen erfreuliches Wiedererscheinen in Vorkriegsausstattung schon zu Beginn dieses Jahres hier mitgeteilt wurde (siehe diese Rundschau, in diesem Band Seite 44), sei für das neue Jahr wieder aufmerksam gemacht. Die europäische Gesinnung ist hier nicht als Tendenz ausgesprochen, aber sie ergibt sich aus dem deutschen Geist dieses Kalenders, wenn man ihn richtig versteht, von selbst.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Christian Herrmann

Freiheitsproblem In der Frage nach der Freiheit des Willens stehen 2 philosophische Disziplinen zusammen und ringen um die Durchsetzung der auf ihrem eigenen Gebiet gültigen Voraussetzungen und Theorien; die Naturphilosophie und die Ethik. Die eine ist im allgemeinen geneigt das Prinzip der Kausalität zur Grundlage der Welterklärung zu machen, die andere sucht den ihr eigentümlichen Gedanken der Verantwortung durchzuführen. Denn man kann den Willen als einen der sogenannten objektiven Welt angehörigen Gegenstand betrachten, in der das Kausalitätsprinzip angewandt werden muß. Man kann aber auch darauf reflektieren, daß der Wille die Grundlage des sittlichen Handelns und daß er entweder gut oder böse ist, obwohl der Imperativ für ihn besteht das Gute als den Inbegriff des sittlich Wertvollen in freier Entscheidung zu wollen. Das Dilemma zwischen der naturphilosophisch bestimmten deterministischen Auffassung des Willens und der von der Ethik her orientierten indeterministischen spitzt sich aber ganz besonders zu in der Rechtsphilosophie im Problem des Verbrechenens und der Strafe. Der Determinismus wird hier durch die Unterstützung, die er von der neuern Psychologie erhält, zu einer Auffassung der Kriminalität geführt, die ein pathologisches Phänomen daraus macht und auch die daraus folgenden praktischen Konsequenzen zieht, womit dann andererseits das Rechtsgefühl und das Verantwortungsbewußtsein sich oft genug in einem peinlich empfundenen Widerspruch befinden werden. Diese beiden Instanzen sind aber Realitäten, die man einer Theorie zuliebe nicht vernachlässigen darf, und so wäre denn der Indeterminismus im Recht, wenn er das Verbrechen als Tat des freien Willens ansieht und die Strafe als Vergeltung für die Beleidigung von Erfüllung heischenden Normen betrachtet. In diese Problematik sucht ein neues Werk Licht zu bringen, indem es eine Lösung vorschlägt, die den beiden streitenden Parteien in bestimmter Weise recht gibt. Es führt den Titel *Die Unfreiheit des Willens* /Darmstadt, Otto Reichl/. Der Verfasser, *Arnold Ruesch*, schafft sich die Grundlage für seine Untersuchungen durch eine eingehende historische Betrachtung über die Entwicklungsgeschichte des Freiheits-

begriffs. Daß diese nur bis Kant geführt ist, kann man angesichts der sorgfältigen, überall auf die Quellen zurückgehenden Darstellung bedauern. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist die Feststellung, daß unter Freiheit die alleinige Abhängigkeit des Handelns vom Willen zu verstehen sei, und daß der freie Wille ein Streben ist, das von keinerlei Ursache abhängt. Bei dieser Fassung des Freiheitsbegriffs ergibt sich nach dem Verfasser, daß der Wille nicht frei sein kann. Das ethische Werturteil bezieht sich auf den Willen, indem es mit seiner Voraussetzung der Freiheit die Übereinstimmung des Handelns mit dem Willen fordert. Die Verantwortung bezieht sich auf das Handeln. Aber sie kann sich nicht auf den Willen, den eigentlichen Gegenstand der ethischen Bewertung, beziehen. Denn wir müßten in diesem Fall den Willen unserm Willen entsprechend bestimmen können, das heißt der Wille setze einen andern ihn bestimmenden Willen voraus. Aber auch dieser müßte von einem andern frei hervorgebracht sein, wenn wir dafür die Verantwortung übernehmen sollen, und so fort ins Unendliche. Da aber das menschliche Dasein einen Anfang in der Zeit hat, so muß der menschliche Wille auf etwas zurückgehen, das nicht selbst Wille ist, woraus denn folgen soll, daß der Wille niemals frei ist. Da nun die Freiheit des Willens die Voraussetzung der sittlichen Bewertung ist, so kann es auch keine Sittlichkeit geben. In dieser Deduktion steckt ein Fehler. Kant unterschied einen negativen und einen positiven Begriff der Freiheit. Der erste betont lediglich das Fehlen von fremden Verursachungen. Ruesch operiert mit diesem Begriff, von dem Kant sagt, er sei, um das Wesen der Freiheit einzusehen, unfruchtbar. Der positive Begriff der Freiheit bestimmt nach Kant als ihr Wesen »die Autonomie, das ist die Eigenschaft des Willens sich selbst ein Gesetz zu sein«. Diese Auffassung wird aber durch den oben referierten Gedankengang nicht im mindesten getroffen. Es kann sehr wohl sein, daß eine Freiheit im negativen Sinn unmöglich ist; im positiven Sinn aber sehr wohl gedacht werden kann. Dazu kommt ein weiteres. Ruesch' Überlegungen gehen darauf aus die Freiheit als Naturtatsache zu widerlegen. Wenn man ihm zustimmte, dann ist noch nicht das ethische Problem: die Autonomie als "Idee der Vernunft" berührt, ein Problem, das in einem ganz, ganz andern Feld liegt. (Von einer neuartigen

Auffassung des Willensbegriffs ist hier vollends gar nicht die Rede.) Doch betrachten wir den Gedankengang der Schrift weiter. Die Frage ist nun, wovon das Handeln abhängt, was sein letzter Beweggrund ist. Ruesch findet diesen letzten Beweggrund in den Bedürfnissen und dem Streben nach ihrer Befriedigung. Das Streben nach Glückseligkeit ist der oberste Beweggrund alles Handelns, den der Verfasser auch in den scheinbar uneigennützigsten Handlungen nachweist. Die Art dieses Nachweises unterscheidet sich allerdings nicht sehr von den gleichartigen Bemühungen der englischen Psychologen und Ethiker des 18. Jahrhunderts. Von größerem philosophischen Interesse ist aber der Versuch trotz dem ausgesprochensten Determinismus das Prinzip der Vergeltung beizubehalten. Die Strafwürdigkeit hat als notwendige Voraussetzung nicht die Freiheit das heißt Undeterminiertheit des Willens sondern nur die Freiheit des Handelns, also seine Abhängigkeit vom Willen, und im übrigen die Einsicht in die Folgen der Handlung. Denn der Gerechtigkeitsinn fordert die Vergeltung als einen Ausgleich gegen das Verbrechen, ganz unabhängig davon, ob der Wille frei ist oder nicht. Nun ist gerade der Determinismus, gleichgültig, ob er als antiker Schicksalsglaube oder als christliche Prädestinationslehre auftritt oder wie sonst immer, stets der notwendige Begleiter der Vergeltungslehre. Da das Streben nach Glückseligkeit der Beweggrund aller Handlungen ist, so ist es nur gerecht, wenn dem, der sich aus der Begehung einer verbotenen Handlung eine Mehrung seiner Glückseligkeit erhofft und sie eventuell auch erreicht, eine entsprechende Glückseligkeitsminderung durch die Strafe zugefügt wird. So setzt nach Ruesch das Prinzip der Vergeltung geradezu den Determinismus voraus, und der Verfasser schließt seine Arbeit mit einer leichten Veränderung eines Kantischen Wortes. Er habe, sagt er, die Willensfreiheit aufgehoben, um für die vergeltende Gerechtigkeit Platz zu bekommen. An diesem ganzen Gedankengang ist einiges von methodischem und sachlichem Interesse. Es liegt an dem vorausgesetzten Freiheitsbegriff, wie wir gesehen haben, daß das ethische Problem nicht gesehen wurde. Der vorausgesetzte negative Freiheitsbegriff ist mit Recht als unmöglich dargetan, und es ist von hier aus konsequent die Möglichkeit der Sittlichkeit abzulehnen. Denn innerhalb der Welt der durchgängigen Determi-

niertheit gibt es allerdings keine Sittlichkeit. Wenn übrigens Ruesch glaubt, in seiner Beweisführung spiele der Kausalgedanke keine Rolle, so irrt er; denn in dem Begriff Abhängigkeit, wie er auf das Verhältnis von Handlung und Wille, Wille und Beweggrund angewandt wird, ist die Kausalität enthalten, man mag es drehen, wie man will. In der Lehre, daß die Vergeltung unabhängig ist von der Annahme der Freiheit, kann man Ruesch zustimmen. Denn die Vergeltung ist ein der Sphäre des Rechts angehöriger Begriff. Das Recht aber muß grundsätzlich als ein Gebiet mit eigenen Kategorien betrachtet werden. Es berührt sich mit dem Gebiet des Sittlichen, aber die Normen des einen sind noch nicht die des andern. In der Herausarbeitung dieses Unterschieds kann man, unabhängig von dem Grundfehler der Beweisführung, ein Verdienst der Schrift Arnold Ruesch' erblicken.

Gewissen

Ähnlich wie das Freiheitsproblem steht auch die Frage nach dem Wesen und der Bedeutung des Gewissens auf der Grenze mehrerer philosophischer Disziplinen, von denen allen die Behandlung des Problems Antriebe und Richtlinien erfährt, die oft einander entgegengesetzt sind. Zweifellos spricht auch hier die Psychologie ein Wort mit, denn was es auch immer sei, es ist immerhin zunächst ein Phänomen des psychischen Lebens. Aber da das Gewissen eine Bezogenheit auf ethische Werte und zu deren Realisierung eine bestimmte Beziehung hat, so macht mit Recht die Ethik Anspruch auf seine Untersuchung. Doch auch der Soziologie stellt das Gewissen Probleme; denn die Empirie zeigt genugsam die Abhängigkeit des Gewissens nach seiner inhaltlichen Bedeutung von den sozial gegebenen Verhältnissen. Und schließlich liegt es in besonders eigentümlichen und schwer verstehbaren Einzelheiten dieses Phänomens Gewissen seit alters begründet, daß Metaphysik, Religionsphilosophie und Theologie hier ihre Hypothesen anbauen. Das Durcheinander verschiedenster Gesichtspunkte bedeutet eine ungeheure Erschwerung für eine methodisch reinliche Bearbeitung des Wissensproblems, und man muß sagen, daß in der Literatur bisher nur höchst selten diese Schwierigkeiten gesehen und beachtet worden sind. Ein großes Stück in der Bearbeitung des Problems weiterzuhelfen scheint eine Schrift *H. G. Stokers* Das Gewissen

/Bonn, Friedrich Cohen/. Der Verfasser, ein Schüler Max Schelers, wendet mit Umsicht und Scharfsinn die phänomenologische Methode an und erweist wieder einmal, zu welcher Feinheit der Einsichten diese Methode führt, wenn sie sich ihrer Eigenart und ihrer Grenzen bewußt bleibt und an dem richtigen Gegenstand angewandt wird. Zunächst einmal wird in einer vorbereitenden Untersuchung gezeigt, wie in den europäischen Kultursprachen, alten und neuen, der Sprachgebrauch mit dem Wort Gewissen die verschiedensten Bedeutungen verbindet. Eine verwirrende Fülle von Bedeutungen, eine Unzahl von Abschattierungen zeigt sich da. Wie der populäre Sprachgebrauch den Sinn des Wortes in unendlichen Nuancen schildern läßt, so zeigt sich auch, daß es im Wesen der wissenschaftlichen Begriffsbildung liegt das Phänomen nicht in seiner ganzen Fülle zu sehen sondern nur in Ausschnitten. Überhaupt ist es durch die Macht der Systemidee gegeben, daß von einem Sachverhalt nur so viel in ein philosophisches System eingeht als von dem Prinzip des Systems aus gesehen werden kann. Was natürlich kein Einwand gegen eine systematische Philosophie ist; das philosophische System hat ja einen ganz andern Sinn als eine naturalistisch vollständige Abbildung der Tatsächlichkeit zu geben. Die notwendige Vorarbeit aber für ein System ist die phänomenologische Untersuchung, zu deren Einleitung der Verfasser eine an Bacon erinnernde Betrachtung über die verschiedenen Gruppen von Motiven anstellt, die die klare Erkenntnis trüben. Der Überblick über die ganze Vielfältigkeit der Bedeutungen, die das Wort Gewissen zeigt, läßt Stoker diese Bedeutungen in 6 Gruppen bringen: 1. Gewissen im übertragenen Sinn, zum Beispiel das Gewissen der Regierung, 2. Gewissen als Charakter der ganzen Person, zum Beispiel: er hat ein bürgerliches Gewissen, 3. Gewissen als das moralische Bewußtsein überhaupt, 4. Gewissen als moralische Erkenntnis, 5. Gewissen als moralischer Drang, 6. Gewissen als moralische Regung. Die in Gruppe 1 bis 3 aufgeführten Bedeutungen werden von der weitem Untersuchung ausgeschlossen, da sie keine echten Gewissensphänomene sind. Gruppe 4 umfaßt die intellektualistischen Gewissensdefinitionen, wonach das Gewissen ein moralisches Erkenntnisorgan ist. Die Definitionen und Theorien, die unter 5 gehören, sehen im Gewissen einen Drang

oder Trieb, eine Stimme der Pflichtforderung. Unter die Gruppe 6 fallen diejenigen Phänomene, die plötzlich die ganze Person in ihrem moralischen Bestand ergreifen, und die in mannigfachen Abwandlungen als "gutes" und "böses" Gewissen auftreten. Stoker sieht in diesen Phänomenen das Gewissen im eigentlichen Sinn, weshalb er sich ihrer Untersuchung vor allem zuwendet. Von besonderer methodischer Bedeutung ist für ihn das böse Gewissen, an dem er vor allem die intellektualistische Auffassung, wonach das Gewissen eine moralische Erkenntnis sei, und die voluntaristische Theorie, die im Gewissen einen moralischen Drang erblickt, prüft. Die Betrachtung derjenigen Phänomene, die im eigentlichen Sinn als Gewissenserscheinungen auftreten, zeigt nach Stoker, daß weder die intellektualistische noch die voluntaristische Auffassung dem Sachverhalt ganz gerecht wird. Das Gewissen ist eine emotionelle Regung, die den Menschen überfällt, und der er sich vollkommen unterlegen fühlt. Im bösen Gewissen erlebt der Mensch eine ihm unendlich überlegene Realität. Es ist weder biologisch erklärbar noch soziologisch sondern nur als Auswirkung eines persönlichen Gottes und der menschlichen Natur. In der Zerstörung dieses auf Gott bezogenen Verhältnisses beruht die Reue, so daß der Satz Schelers zu Recht besteht: »Es ist furchtbar, daß wir das Leben nur gewinnen können auf dem dunklen Schmerzensweg der Reue. Aber es ist herrlich, daß es überhaupt einen Weg zum Leben für uns gibt.« Dieser Charakter des Schulterlebens zeigt, daß es Tiefenschichten hat, die es vollständig aus dem Zusammenhang des übrigen Seelenlebens herausheben. So findet Stoker den Weg von einer Phänomenologie der Gewissensphänomene zu einer metaphysischen und religionsphilosophischen Weiterführung seiner Gedanken. Es ist dabei selbstverständlich, daß das Gewissen zu einer absoluten, dem Zeitverlauf sowohl des individuellen wie des menschlichen Kultur- und Soziallebens enthobenen Größe gemacht wird. Daß im tatsächlichen Gewissensleben viele relativierende Faktoren mit wirksam sind, verkennt auch Stoker nicht. Er hilft sich hier durch die Unterscheidung eines zentralen Kerns im Gewissen von einer peripheren Umhüllung. Jener, das echte Gewissen, ist »die reelle innere Kundwerdung des personal Bösen, sei es als verwirklicht, als zur Verwirklichung drängend oder

als prinzipiell möglich, aber verneint«. Das Gewissen im weitem Sinn ist der Niederschlag der aus eigener Lebenserfahrung sprießenden Einsicht in das Gute, sofern es »das Gute für mich« ist. Jenes echte Gewissen ist unfehlbar; dieses Gewissen im weitem Sinn ist relativ vertraubar und fehlbar. Das eine ist folglich jeder Erziehung unerreichbar, das andere kann gebildet und erzogen werden.

An diesen Ausführungen, die mit großem Feingefühl allen Verzweigungen und Abschattierungen des Gewissens nachgehen, ist die phänomenologische Deskription das Wertvollste. Wir sehen in eine unendlich reiche und vielfarbige Welt hinein, die, darin kann man dem Verfasser zustimmen, am besten von einer emotionalistischen Theorie verstanden wird. Einwände aber erheben sich an 2 Stellen: Einmal ist das Gewissen auf keinen Fall die absolute, allen Entwicklungsfaktoren entzogene Größe, wie der Verfasser annimmt. Vielmehr zeigt sich, daß von einer Konstanz des Gewissens nur insoweit gesprochen werden kann, als die das Gewissen bestimmenden Faktoren konstant bleiben. Sodann ist die theistisch-metaphysische Konsequenz, die der Verfasser zieht, zumindest methodisch nicht nahegelegt. Denn bleibt man zur Erklärung der Phänomene des Gewissens auf dem Boden der Psychologie, so ist es hier, wie in anderen Wissenschaften, ein wissenschaftstheoretischer Grundsatz mit den Mitteln der Psychologie das Phänomen vollständig zu begreifen. Der Unbedingtheitscharakter im Gewissensakt, der die ganze Person erfüllt, ist ein psychologisches Problem und muß als solches behandelt werden. Ansätze dazu bestehen in der psychoanalytischen Forschung. Damit soll nicht einer grundsätzlichen Metaphysikfeindschaft das Wort geredet, sondern nur die Meinung vertreten werden, daß der Ansatz der Metaphysik an ganz anderer Stelle liegt als der Verfasser glaubt.

Neuausgaben Der Verlag Felix Meiner in Leipzig ist mit außerordentlichem Eifer bestrebt die Philosophische Bibliothek auszubauen und die Ausgaben auf der Höhe herausgeberischer Technik zu halten. Auch heute kann wieder über einige neue schöne Editionen berichtet werden. Von *Senecas* Schriften erschienen, als 3. und 4. Bändchen, die Briefe an Lucilius, in der Übersetzung Otto Apelts, mit Einleitung, Erläuterungen, Register.

Von Adolf Weiß besorgt, wurden das 2. und das 3. Buch von *Mose ben Maimons* Führer der Unschlüssigen in einer sehr guten Übersetzung herausgebracht. Die Ausgabe ist versehen mit dem Inhaltsverzeichnis nach Alcharizi und einem sehr ausführlichen Namen- und Sachregister und außerdem noch einem Register der hebräischen Termini. Die Arbeit des Übersetzers war an diesem Text ganz besonders schwierig, sie erforderte große Kenntnisse der Sprache und der arabisch-jüdischen Philosophie. Stichproben zeigen eine große Genauigkeit in der Wiedergabe des Ausdrucks. Eugen Rolfes hat unter dem Titel 5 Fragen über die intellektuelle Erkenntnis eine Übersetzung der Quaestiones 84 bis 88 der Summa theologia des *Thomas von Aquino* vorgelegt. Die Übersetzung folgt dem Text der Leonina. Zu wünschen wäre es, daß allmählich größere Abschnitte der Summa theologia in der Philosophischen Bibliothek erschienen. Die Theodizee *Leibniz'* hat Arthur Buchenau für die gleiche Sammlung neu übersetzt. Einleitung, Anmerkungen und Register sind mit Sorgfalt bearbeitet. Ganz besonders zu begrüßen ist das Erscheinen von *Hegels Religionsphilosophie*. Georg Lasson gibt in seiner Gesamtausgabe der Werke Hegels den 1. Teil der Vorlesungen über die Philosophie der Religion unter Benutzung aller vorhandenen Manuskripte neu heraus. Gegenüber den Ausgaben von 1832 und 1840 erhalten wir hier eine ganz neue Gestalt des Textes, durch die Wertung von Hegels eigenen Manuskripten und einiger bisher ungenutzten Kollegnachschriften, die mit staunenswerter philologischer Akribie gebraucht wurden. Aus dem Nachlaß *Franz Brentanos* hat Albert Kastil einige Abhandlungen herausgegeben, unter dem Titel Versuch über die Erkenntnis, mit sehr wertvollen Anmerkungen. Die Neuherausgabe der Schriften Brentanos und die Veröffentlichung seines Nachlasses muß man ganz besonders freudig begrüßen, wenn man die große Wirkung Brentanos auf zahlreiche der bedeutendsten Führer der gegenwärtigen Philosophie bedenkt.

Gemeinver-
ständliche
Schriften

Ein für populäre Zwecke,
aber auch für Studierende,
sehr brauchbares Büchlein

ist das *Kleine Kantwörterbuch* Alfred Heußners /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/. Unter einer großen Zahl von Stichwörtern sind Kants Definitionen, oft mit Stellennachweisen, gegeben. Eine an vielen Stellen vorgenommene Stich-

probe zeigt eine große Ausführlichkeit. Die eigenen Ausführungen des Verfassers sind, soweit eine Prüfung vorgenommen wurde, durchaus richtige Wiedergaben Kantischer Gedanken.

In der Teubnerschen Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* veröffentlicht Johannes Erich Heyde ein Bändchen Grundwissenschaftliche Philosophie, eine außerordentlich klar geschriebene Darstellung der *Rehmkeschen Lehre*. Alles Wesentliche wird in einfacher und gefälliger Behandlung vorgetragen, und der Leser empfängt einen guten Eindruck von dieser herben formalen, ja formalistischen Philosophie.

Totenliste

Am 17. August 1924 er-
trank der Mathematiker

Paul Urysohn in Le Batz in Frankreich beim Baden im Atlantischen Ozean. Er ist nur 26 Jahre alt geworden, hatte sich aber bereits durch hervorragende Leistungen in verschiedenen mathematischen Disziplinen ausgezeichnet, so daß man noch größere von ihm erwarten durfte. Er war Dozent an der Universität Moskau, wo er während der schlimmen Hungerjahre der Nachkriegszeit eine Reihe von Arbeiten schrieb, die dann in den mathematischen Organen Deutschlands, Rußlands, Frankreichs und Hollands erschienen. Den Sommer des Jahres 1923 wie den des Jahres 1924 brachte er in Göttingen zu, wo er mit den führenden mathematischen Geistern Deutschlands Fühlung nahm. 1923 sprach er auf dem Kongreß der Deutschen Mathematischen Vereinigung, und er sollte auch 1924 dort einen Vortrag halten. Um ihn vorzubereiten, zog er sich von Paris aus, wo er besondere Studien getrieben hatte, nach dem stillen Ort der Bretagne zurück, wo er den Tod finden sollte. Eine Professur an der Universität Amsterdam, die ihm angetragen war, hat er nicht mehr antreten können. Von seinen in Le Batz vollendeten Arbeiten erschienen in den *Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'Académie des Sciences Paris* *Théorie des ensembles: Sur un espace métrique universel*, in den *Mathematischen Annalen* die seinem Freund Paul Alexandrow gewidmete Abhandlung über die Mächtigkeit der zusammenhängenden Mengen.

Am 19. Oktober starb in Zwetl in Niederösterreich *Richard von Schubert-Soldern*. Er war 1852 in Prag geboren. 1882 habilitierte er sich in Leipzig, wo er 1889 außerordentlicher Professor wurde. Nachdem er 1898 seine Lehr-

tätigkeit aufgegeben hatte, wurde er Gymnasiallehrer in Görz, von wo er durch die Kriegswirren 1915 vertrieben wurde. Seit 1918 lebte er in Zweil. Schubert-Soldern hatte in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts lebhaft Aufmerksamkeit erregt. Seine Immanenzphilosophie war ein konsequentes Zuendedenken jener psychologischen Orientierung, die diesen Jahrzehnten so nahe lag. In den letzten Jahrzehnten ist es von diesem metaphysikfeindlichen Positivismus recht still geworden. Hat man jene Philosophie heute schon fast vergessen, so mag der Tod eines ihrer Hauptvertreter doch daran erinnern, wie sehr sich die gesamte geistige Lage geändert hat.

Im Januar 1925 starb in Lausanne der ordentliche Professor für Philosophie an der Universität *Maurice Milliond*, 60 Jahre alt. Er war dort der Nachfolger Charles Secrétans.

In Göttingen, wo er seit 1886 lehrte, starb, wie hier bereits in der Rundschau Exakte Naturwissenschaften (in diesem Band Seite 644) berichtet wurde, *Felix Klein*. Er war 1849 in Düsseldorf geboren, habilitierte sich 1865 in Bonn, ging 1869 nach Göttingen, 1872 als Ordinarius nach Erlangen, 1875 nach München, 1880 nach Leipzig und dann nach Göttingen. Da sein bedeutendes, auf allen Gebieten der Mathematik gleich großartiges Wirken in einem besondern Abschnitt in dieser Rundschau noch eingehender gewürdigt werden soll, so sei hier nur mit diesen Zeilen des bedeutenden Forschers und Lehrers gedacht.

Am 16. November starb der ordentliche Professor an der Technischen Hochschule Berlin *Gerhard Hessenberg*, im Alter von 51 Jahren. Er war ein Mathematiker, der, in strenger Fachforschung, die philosophischen Grundlagen der mathematischen Wissenschaft im Auge hatte. Lehrbücher und größere Untersuchungen über Trigonometrie, darstellende und analytische Geometrie sowie über Mengenlehre sind die Produkte seines Schaffens. Er war auch Mitherausgeber der von Leonard Nelson begründeten und geleiteten Neuen Folge der Abhandlungen der Friesschen Schule. Seine Untersuchungen über das Unendliche in der Mathematik, die dort gleich zu Beginn erschienen, bedeuten eine beträchtliche Klärung der mathematischen Grundbegriffe. In seiner Schrift *Kritik und System in Philosophie und Mathematik* zeigte er, daß die Kritik der Vernunft Wahrheiten »entdecken«, aber nicht »beweisen« kann. Auch seine letzte

Schrift *Vom Sinn der Zahlen* (Leipzig. Der Neue Geist-Verlag) ist eine Studie, die ebenso den Mathematiker wie den Philosophen angeht. Der frühe Tod des Denkers ist ein großer Verlust für das Geisteschaffen Deutschlands.

Kurze Chronik Die Wiener Akademie hat als *Preisauflage* dieses Thema gestellt: »Fiktionen in der Mathematik.« Die Rehmkegesellschaft setzte einen Preis für die Bearbeitung des Themas »Willensfreiheit und Verantwortlichkeit« in gemeinverständlicher Darstellung aus. ◊ Die *Philosophische Akademie* auf dem Burgberg bei Erlangen, die vor 3 Jahren gegründet wurde und nun erst richtig ausgebaut werden sollte (siehe diese Rundschau, 1924 Seite 661), ist wieder geschlossen worden. Persönliche und wirtschaftliche Gründe machten die Verwirklichung eines Gedankens, der viel für die geistige Annäherung der Völker geleistet hätte, leider unmöglich. ◊ Der Tübinger Professor *Ludwig Baur* übernimmt den Lehrstuhl der Philosophie an der Universität Breslau als Nachfolger M. Baumgartners. ◊ Als Nachfolger Schurs wurde *Hans Rademacher* aus Hamburg Professor der Mathematik an der Universität Breslau. ◊ An der Universität Berlin *habilitierte* sich *David Baumgardt*; er gedenkt vor allem über Ethik zu lesen. Für Mathematik habilitierte sich *Erich Bessel* in Göttingen mit einer Schrift *Zur Transformationstheorie der elliptischen Modulfunktionen*.

Literatur Eine Kritik der sozialen Vernunft hat *Karl Dunkmann* geschrieben (Berlin, Trowitzsch & Sohn). Sie enthält eine Soziologie, die von Tönnies' Lehre stark beeinflusst ist, in wesentlichen Stücken aber eigene Wege geht. Die grundsätzlich starke Betonung der Gemeinschaft gegenüber dem Individuum und der Gesellschaft und die Auffassung der Kulturgebiete als vernunftfüller Gemeinschaftsgebilde führt zu einer Kultursociologie ähnlich der Schellers, nur härter und methodisch geschlossener. Die methodischen Schwierigkeiten einer Inhaltssoziologie zeigen sich aber auch bei Dunkmann: Es werden die heterogensten Dinge behandelt, die den Rahmen einer Soziologie zu sprengen drohen. Seinsprobleme und Wertfragen bleiben nicht deutlich geschieden. Über diese Bedenken hinüber muß man aber den hohen Ernst und auch die Weite des Blicks in diesem Buch anerkennen.

Biologie / Hans Hauste

Eiweiß Das Wort Eiweiß lenkt, ausgesprochen, im allgemeinen den Gedanken entweder auf den Begriff des lebenswichtigen Nahrungsmittels oder aber auf die Eizelle, aus der alles Leben entspringt. Für den Biochemiker, den physiologischen Chemiker bedeutet es jedoch den Inbegriff einer schier endlosen Schar chemischer Einzelwesen, die überall dort auftreten, wo sich lebenswichtige Vorgänge abspielen, sei es im Protoplasmaklümpchen, dem lebenerhaltenden Inhalt eines Urtiers, sei es in der hochorganisierten Zelle des menschlichen Gehirns.

Die Frage nach dem Entstehen des Eiweiß ist fast die Frage nach dem Entstehen des Lebens auf der Erde. Doch von ihrer Beantwortung sind wir noch weit entfernt. Kennen wir bei den kompliziertesten zusammengesetzten Kohlehydraten, wie der Zellulose, der Stärke wie dem Glykogen, nicht nur ihre Bruchstücke der Art nach sondern auch ihre Verkettung der Zahl nach, ferner das Gewicht der einzelnen Bruchstücke, damit ihr Gesamt-, das Molekulargewicht, so ist beim Eiweiß, das sich den kompliziertesten Kohlehydraten anschließt, unsere Kenntnis viel geringer. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Kohlehydraten und Eiweiß besteht darin, daß neben Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff noch Stickstoff und Schwefel, ja manchmal, wie in Milch, sich noch Phosphor im Eiweiß findet. Deshalb nehmen die Eiweißstoffe in der Ernährung des Menschen eine Sonderstellung ein und lassen sich weder durch Kohlehydrate noch durch Fette ersetzen, die im Vergleich mit jenen einen geringern Sauerstoffgehalt aufweisen.

Die große Schwierigkeit bei der Erforschung der Eiweißkörper ist die Tatsache, daß es bisher nur sehr selten gelungen ist einheitliche Körper zu isolieren, die ein chemisches Individuum darstellen, und die in reiner Form aufgearbeitet, gewonnen werden können. Daß ein solcher Stoff vorliegt, wird daran erkannt, daß er leicht schmilzt und vergasbar ist, weil der Übergang von einem zum andern Aggregatzustand bei reinen Stoffen unter bestimmter und bestimmbarer Temperatur erfolgt, oder aber daß er wenigstens kristallisiert. Bei den in der Natur als Gemische vorkommenden Fetten und Kohlehydraten gelingt fast stets die Auftrennung; sie lassen sich in Kristallform darstellen, doch machen schon die Kohlehydrate der Zellulose-

und Stärkegruppen eine Ausnahme; sie sind nur zersetzbar, nicht schmelzbar, und deutliche Kristallformen werden nicht beobachtet. Ganz ähnlich verhalten sich auch die Eiweißkörper. Auch diese finden sich stets in Gemischen, und nicht oft ist es gelungen sie als chemische Individuen zu charakterisieren. Gelang aber die Trennung, so konnte man sie auch in kristallisiertem Zustand darstellen, wie das neben anderen Eiweißen im Weißen des Hühnereis sich findende Ovalbumin. Jeder reine Eiweißkörper kristallisiert demnach, und die für das Leben wichtige gestaltlose Struktur stellt sich also als eine Mischung dar, eine feste Lösung, in der ein Eiweißkörper den andern in Lösung hält. Die qualitative Untersuchung hat gezeigt, daß in den Eiweißstoffen eine ziemlich große Übereinstimmung im Gehalt an Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff besteht, und zwar macht der Kohlenstoff mehr als die Hälfte aus. Große Abweichungen bestehen im Stickstoffgehalt, die größte bei dem bisweilen fehlenden Phosphor und beim Schwefel, dessen Vorhandensein ja das faulende Ei durch das Auftreten des überriechenden Schwefelwasserstoffs kundtut. Je schwefelreicher der Eiweißstoff ist, desto mehr entfernt er sich vom eigentlichen Eiweißcharakter, wie Horn- und Haarsubstanz zeigen.

Äußerst schwierig ist die Berechnung der empirischen Formel des Eiweiß, die die Art und Zahl der verbundenen Elemente, also ihr einfaches Mengenverhältnis zeigt. Während sonst, was auch für Fette und Kohlehydrate zutrifft, beim Bekanntsein der qualitativen Zusammensetzung das gegenseitige Verhältnis der Atomzahlen der vorhandenen Elemente sich leicht überblicken läßt, und dann das Molekulargewicht und die Strukturformel für den chemischen Aufbau sich ergeben, ist dies beim Eiweiß bedeutend schwieriger. Die rein quantitative Analyse der Eiweißkörper liefert Zahlen, die in keinem einfachen Verhältnis stehen. Nimmt man zum Beispiel den Schwefelgehalt mit 1 an, so beträgt der Kohlenstoff 100 oder mehr Atome; und bei einem Schwefelgehalt von 2 beträgt das Molekulargewicht 3200. Je kleiner der Schwefelgehalt, um so höher das Gesamtgewicht. Um was für Riesenmoleküle, deren Strukturformel aufzustellen bisher noch nicht gelang, es sich bei den Eiweißstoffen handelt, zeigt auch das Hämoglobin, jene Substanz, von deren genügendem Vorhandensein im Blut die Lebensfähigkeit des Körpers abhängt.

Bei einem Eisengehalt von 0,34 % kann das Molekulargewicht auf 16- bis 17 000 geschätzt werden, es ist 90- bis 100mal größer als das des Zuckers. Ein rotes Blutkörperchen enthält über 700 Millionen Moleküle Hämoglobin, in einem Kubikmillimeter Blut des Mannes sind durchschnittlich 5 Millionen rote Blutkörperchen vorhanden.

Ist die Aufstellung der Strukturformel für so kompliziert gebaute Eiweißmoleküle noch nicht gelungen, so kennen wir doch schon einige seiner Spaltungstücke. Die rastlose Arbeit der Chemiker hat den Charakter der einzelnen Bruchstücke aufgeklärt und erwiesen, daß sie alle eine bestimmte Ähnlichkeit haben. Es sind Aminosäuren, Stoffe, die den Charakter der Säure und den der Base, also ganz entgegengesetzte Eigenschaften, umschließen. In ihrer Zwittergestalt können sie deshalb sowohl Verbindungen mit Säuren wie mit Basen eingehen, eine Qualität, die äußerst wichtig für die Reaktionsfähigkeit des lebenden Eiweiß ist. Bekannt sind weiterhin die Bindungsart des Stickstoffs im Eiweißkörper, die den Schwefel führenden Atomgruppen, durch bestimmte Farbreaktionen charakterisierte Gruppen. Über diese qualitativen Erkenntnisse hinaus ist die Bestimmung ihrer Quantität innerhalb der bekannten Eiweißstoffe zum Teil schon geglückt. Die Verschiedenheit der einzelnen Eiweißkörper ist nämlich vor allem durch die Menge, viel weniger durch die Verschiedenartigkeit der einzelnen Bausteine bedingt. Durch diese chemische Erkennung und die Aufbaufähigkeit dieser Spaltprodukte, deren Anzahl zwar groß, doch beschränkt ist, wobei gleichzeitig allgemein ihre Verbindungsfähigkeit sich auf 2 ganz bestimmte Stellen im Molekül begrenzt, ist die Möglichkeit gegeben an den chemischen Aufbau des Eiweißkörpers systematisch heranzugehen, wie es die Laboratorien zum Beispiel Emil Fischers, des jetzt toten Berliner Meisters, erfolgreich getan haben. Bis 19 einzelne Bausteine konnten so zu großen Molekülen zusammengefügt werden. Wodurch gleichzeitig $1216 \cdot 10^{17}$ verschiedene Stoffe erhalten werden könnten. Die so gewonnenen Produkte erweisen, daß der eingeschlagene Weg richtig ist. So daß die Synthese des Eiweiß, in der 50 bis 100 solcher Bausteine vereint werden müssen, nicht unüberwindlich mehr erscheint, wenn auch bis dahin noch eine Riesenarbeit vor uns liegt. Schon aber erlauben die bisher gezeitigten Ergebnisse einen Einblick in die Vorgänge, die sich bei der Verdauung

des Eiweiß abspielen, das heißt in den chemischen Prozeß, der das artfremde, dem Körper als Nahrung zugeführte Eiweiß aufspaltet und zu arteigenem Eiweiß umbaut. Bei der Verdauung des Eiweiß durch das von den Magendrüsen produzierte Pepsin und das durch die Bauchspeicheldrüse gelieferte Trypsin entstehen Spaltungsprodukte, wie sie die rein chemische Aufbereitung im Versuchsröhrchen ergibt. In manchen dieser Bruchstücke sind Stoffe vorhanden, die chemisch in einfacher Weise die Entstehung des Harnstoffes erklären. Auch Krankheitserscheinungen sind durch die Kenntnis der Spaltungstücke des Eiweiß aufgeklärt worden. Wir wissen, daß ausschließliche Ernährung mit einem unvollständigen Eiweiß, in dem wichtige Bausteine fehlen, Störungen, schließlich bestimmte Krankheitsformen hervorruft, und wir können nun durch die Ergänzung der Nahrung durch die fehlenden Stoffe derartige Krankheiten heilen.

Mit welchen unendlichen Schwierigkeiten die Forschung beim Eiweiß zu kämpfen hatte, wie langsam Fortschritte erzielt wurden, wie sie das Resultat der Arbeit von Tausenden waren, das hat William Küster im 3. Band der Biochemischen Tagesfragen /Stuttgart, Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, dargestellt, in dem er weiten Kreisen den Begriff Eiweiß chemisch und biologisch näherzubringen versucht. Konnte auch die Erkenntnis des Eiweiß noch nicht abgeschlossen werden, so vermögen wir doch jetzt schon die Bildung des Eiweiß des Fleischfressers über den Pflanzenfresser bis zur Pflanze zu verfolgen, und es steht zu hoffen, daß einmal die Frage gelöst wird, wie seine Bildung erfolgt: ob sie nur unter Urzeitbedingungen möglich war oder sich täglich vollzieht.

Insekten-sammeln

Der Kustos am Naturhistorischen Museum in Berlin Hans Bischoff, der Professor Karl Schönichen und der Polizeirat Udo von Chappuis haben in den Beiträgen zur Naturpflege Stellung zur Frage des Sammelns von Insekten genommen. Bischoff ist der Meinung, daß gelegentlicher Massenfang von Insekten bei der diesen Tieren eignenden starken Vermehrungsfähigkeit kaum ihre Massenvernichtung bedeuten könne. Massenfang für gewerbliche Zwecke und aus Sammelwut, wie sie gelegentlich von »unverständigen Naturfreunden« betrieben werde, seien zu bekämpfen, die Wissenschaft könne aber den Massenfang nicht entbehren: für faunistische For-

schungen, für Untersuchungen über Rassenbildungen, für die Feststellung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter, für das Studium sozialer Formen, Untersuchungen über die Variationsbreite bestimmter Biotypen. Einzelne Insektenarten erscheinen durch fortgesetzte Sammeltätigkeit vielleicht gefährdet, doch spielen dies eine ganz untergeordnete Rolle gegenüber der fortschreitenden Nutzbarmachung des Bodens, die zahlreiche Insektenarten verdrängt und sie ihrer natürlichen Lebensbedingungen, vor allem ihrer Brutplätze beraubt. Absolut erforderlich seien deshalb Schutzgebiete verschiedener ökologischer Formationen. Ergänzend geißelt Schönichen die bedauerlichen Auswüchse und Übertreibungen des entomologischen Sammelports, der in bedauerlichem Gegensatz zu dem erzieherischen Wert steht, den siungemäße Beschäftigung mit biologischen und naturwissenschaftlichen Fragestellungen hat. Die juristische Seite behandelt von Chappuis, der im Anhang die für den Biologen wichtigsten Schriften über Bedrohung und Schutz von Insekten zusammenstellt.

Neuauflagen Der Verlag Alfred Kröner in Leipzig brachte als 28. Band seiner Taschenausgaben *Charles Darwin* Die Abstammung des Menschen, übersetzt von Heinrich Schmidt, heraus. Hatte Darwin mit der Abstammung seine Forschungen über die geschlechtliche Zuchtwahl vereinigt, eine Verbindung, die er selbst später nicht als glücklich ansah, so ist hier eine Trennung beider Werke versucht worden. Die Hendelsche Bibliothek der Gesamtliteratur /Berlin, Otto Hendel/ brachte dagegen das Werk, in der Übertragung Georg Gärtners, nach der Ausgabe letzter Hand wieder in seiner ursprünglichen Gestalt heraus. Beide rühmlichst bekannten Sammlungen, in denen so vieles Bedeutende vereinigt ist, sind dadurch um ein wertvolles Werk, das jetzt eine neue Aktualität erhält, bereichert worden.

Carl Wilhelm Neumann hat in Reclams Universalbibliothek, diesem wirklichen Universalinstrument der allgemeinen Bildung, als Ergänzung zum Singvögelband, *Alfred Edmund Brehms* Band über die Raubvögel herausgegeben. In diesem Buch sind die mitteleuropäischen und die markantesten fremdländischen Arten beschrieben. Der Herausgeber hofft, dies Bändchen werde die dem Untergang nahen stolzen »Naturdenkmäler«, die Raubvögel, zu erhalten beitragen.

Gemeinverständliche Schriften

Die Arbeit Otto Hausers Ursprung des Lebens, Lebensforschung und Lebenserkenntnis, die als 2. Band der von Johannes Riem herausgegebenen Serie Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen /Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses/ erschien, gibt eine brauchbare Einführung in die Biologie, die darin ausklügelt, daß das Christentum keine Veranlassung habe den *Entwicklungsgedanken* abzulehnen, da Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen zusammenklingen. Von der Bücherreihe Wunder der Schöpfung /Dresden, Carl Reißner/ enthält der Band Hans Pohlgs Wunder der Erdgewalten und der Urzeit eine lebendige Schilderung der *Erdkräfte*, die die heutige Welt im Lauf der Entwicklung formten, und Wilhelm Bölsche gibt in seinem Buch Erwanderte deutsche Geologie: Die Sächsische Schweiz /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/ unter besonderer Berücksichtigung des genannten Gebiets eine Plauderei über die Weltformung. Der Band ist geeignet bei Ferienwanderungen zu Beobachtungen und Nachdenken anzuregen. Wilhelm Bölsche gibt in dem Büchlein Tierseele und Menschenseele /Stuttgart, Franckh/ eine anregend geschriebene kurze Einführung in einige wichtige Probleme der *Tierpsychologie*. Der letzte Teil behandelt die Ergebnisse der Untersuchungen Köhlers an den Schimpansen der Teneriffastation. Rudolf Bruns Büchlein Das Leben der Ameisen /Leipzig, B. G. Teubner/ gibt einen klaren und umfassenden Einblick in die Biologie, das Leben und die Lebensäußerungen der *Ameisenwelt*, wobei jede Erscheinung nicht nur für sich betrachtet sondern zugleich in ihren allgemeinen biologischen Zusammenhängen aufgedeckt wird. Es ist dem Verfasser gelungen die wichtigsten Ergebnisse der biologischen Ameisenforschung in ihren mannigfaltigen Zusammenhängen mit Psychologie, Soziologie und Entwicklung für einen breiten Leserkreis klar und eindringlich vorzuführen. In der Thüringer Verlagsanstalt in Jena sind einige ganz kurze Einführungen in das Abstammungsproblem und die *Urgeschichte der Menschheit* herausgekommen: Georg Engelbert Graf Von Moses bis Darwin sowie Stammt der Mensch vom Affen ab?, ferner Otto Hauser Die Urentwicklung der Menschheit, Dort, wo der Menschheit Wiege stand!, Gebräuche der Urzeit, Der Aufstieg der ältesten Kultur, Urwelttiere.

Kurze Chronik In einer Höhle nahe Tiberias in Palästina, die sich als reich an Feuersteinwerkzeugen von der Art der Moustérienkultur erwies, ist ein Schädel gefunden worden, der große Ähnlichkeit mit dem des *Neandertalers* aufweist. Man glaubt, daß er von einem Vertreter jener urgeschichtlichen Menschenrasse stammt, der auch der Neandertaler zugehörte. Auch in der Nähe von Simferopol in der Krim wurden Knochenreste entdeckt, die als Überreste eines Menschen aus der Neandertalperiode festgestellt wurden. ◊ Die Direktion des Berliner Zoologischen Gartens hat im Verein mit der Internationalen Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents eine *Wisentausstellung* in Berlin veranstaltet. Neben Präparaten waren dort auch künstlerische Darstellungen zu sehen, die zum Teil bis in die Steinzeit zurückreichen. Der Wisent ist heute bekanntlich in Gefahr auszusterben. Es gibt nur noch 70 Wisente; sie werden in Zoologischen Gärten gehalten. ◊ Im Jahr 1923 schlossen sich französische Naturwissenschaftler zu einer Vereinigung zusammen, die die Verbreitung der lebenden Wesen nach Erdstrichen studieren soll. Diese *Biogeographische Gesellschaft* begann 1924 ihre Arbeiten und umfaßt jetzt bereits über 100 Mitglieder: Geographen, Geologen, Botaniker, Zoologen, Ethnologen. ◊ Vom 31. August bis zum 2. September tagte in Davos die *Internationale Strahlungskommission*. Die Hauptgegenstände ihrer Beratungen bildeten organisatorische Fragen, dann Vorträge gehalten über Strahlungsmessungen im Dienst der Klimatologie, Meteorologie, Biologie, insbesondere der Medizin, und über die Verfolgung kosmischer Einflüsse auf den Wechsel der Durchlässigkeit der Erdatmosphäre und der Schwankungen der auf der Sonne auftretenden Strahlung. ◊ Zum Vorsitzenden der *Gesellschaft für Vererbungswissenschaft* wurde der Berliner Biologe Erwin Baur gewählt. Die Versammlung beschloß im Jahr 1927 einen internationalen Kongreß zu veranstalten. ◊ Der Gießener Professor *Siegfried Becher* folgte einem Ruf auf den Lehrstuhl der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Breslau als Nachfolger von Frisch. ◊ An der Universität Frankfurt habilitierte sich Karl Zeige für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, an der Universität Münster der Assistent am Pathologischen Institut Gerhard Donagk, an der Universität Prag Felix Haurowitz für medizinische Chemie.

Hygiene / Georg Wolff

Homöopathie Durch den Berliner Chirurgen *August Bier* ist der Kampf um die Anerkennung der Homöopathie von neuem entbrannt. Er hat zwar nie völlig geruht, in den letzten Jahrzehnten aber doch durch das Übergewicht der "Schulmedizin" an aktueller Bedeutung verloren. Bier veröffentlichte in der Münchener Medizinischen Wochenschrift vom 1. und 8. Mai 1925 einen auf eingehende Quellenstudien und reiche eigene Erfahrungen gestützten Aufsatz *Wie sollen wir uns zu der Homöopathie stellen?*, der inzwischen auch in unveränderter Form als Sonderabdruck erschien und jetzt in 5. Auflage vorliegt (München. J. F. Lehmann). Er kam zu dem Ergebnis, daß in der homöopathischen Lehre zwar unter dem Weizen viel Spreu ist, aber »die Ernte an Weizen immerhin groß genug war, um die erhebliche Arbeit zu lohnen. Ich mußte mir sagen, daß ich mir viele Irrtümer, viele Umwege und Irrwege erspart hätte, wenn ich mit diesem Studium 30 Jahre früher begonnen hätte.«

Wenn ein Mann von der wissenschaftlichen Bedeutung Biers sich zu einem solchen Bekenntnis entschließt, wird man dies nicht leicht nehmen dürfen. Man darf die Ergebnisse seiner Forschung auch nicht auf die gleiche Stufe stellen wie die affektbetonten Auslassungen der meisten Homöopathen, die der wissenschaftlichen Nachprüfung vielfach nicht standhalten. Der Verein für Innere Medizin hatte daher zum 29. Juni eine außerordentliche Sitzung in Berlin einberufen, um zu den Ausführungen Biers Stellung zu nehmen, die nicht nur bei den Medizinern sondern in der gesamten Öffentlichkeit Aufsehen erregt hatten. Referenten waren der Marburger Internist Eduard Müller, der über die Homöotherapie, Begriffsbestimmung, historische Entwicklung, heutige Erscheinungsformen, Beziehungen zur Kurpfuscherei und allgemeine klinische Kritik vom Standpunkt des Klinikers sprach, und der Göttinger Pharmakologe Wolfgang Heubner, der über Affekt und Logik in der Homöopathie referierte, und zwar vom Standpunkt des an den reinen Naturwissenschaften orientierten Laboratoriumsforschers. Auch Bier beteiligte sich an der Aussprache, hatte aber, wie vorauszusehen war, gegen eine geschlossene Phalanx zu kämpfen. Leider war kein Vertreter der offiziellen Homöopathie anwesend, der in die Diskussion

hätte eingreifen können. Die Referate wurden zusammen mit den Diskussionsbemerkungen Biers, Magnus-Levys, Joachimoglus, Klemperers, Goldscheiders und 2 weiteren Beiträgen des Wiener Pharmakologen Hans Horst Meyer und des Würzburger Kinderarztes H. Rietschel, die sämtlich gegen Bier Stellung nahmen, in einem Sonderheft unter dem Titel *Zur Kritik der Homöopathie veröffentlicht* /Leipzig, Georg Thieme/. Zum Wesen der Homöopathie sei folgendes gesagt: Die Begründung der Homöopathie als selbständiges Heilsystem ist ausschließlich oder vorwiegend das Werk Samuel Hahnemanns /1755 bis 1843/. Ihr Hauptgrundsatz ist das "Ähnlichkeitsprinzip" *Similia similibus*, das von Hahnemann bewußt dem bis dahin allgemein geltenden Heilprinzip Galens *Contraria contrariis* gegenübergestellt wurde. Dabei erscheint es nicht unwesentlich, daß Hahnemann, wie Otto Leser kürzlich hervorhob, nicht gesagt hat: *Similia similibus curantur*, sondern *curantur*. Im Zusammenhang damit steht der von Hahnemann geforderte Arzneimittelversuch am gesunden menschlichen Körper, während das sogenannte Verdünnungsprinzip der Homöopathie, wonach ein Arzneimittel um so stärker wirkt, je mehr es verdünnt ist, erst viel später formuliert wurde und an Bedeutung sehr viel geringer ist; es hat sogar zweifellos durch kritiklose Verallgemeinerung schon bei Hahnemann und erst recht bei seinen Nachfolgern zu Entgleisungen geführt. In der vorzüglichen 2bändigen Hahnemannbiographie Richard Haehls /Leipzig, Willmar Schwabe/ finden wir eine auf genauester Quellenangabe fußende Darstellung des Lebenswerks Hahnemanns, eines in jedem Fall ungewöhnlichen Mannes, auch eine Wiedergabe der reichhaltigen Briefe und Abhandlungen, die sich auf sein Werk und die Angriffe seiner Gegner beziehen. Man wird auf alle Fälle aus dieser sorgsam Darstellung viel zur Geschichte der Medizin lernen können. In seinem Hauptwerk *Organon der rationalen Heilkunde*, das 1810 erschien (1833 in 5. Auflage noch bei Lebzeiten Hahnemanns, dann erst 1921 in 6. Auflage, die von Haehl besorgt wurde /Leipzig, Willmar Schwabe/), hat Hahnemann ein System seiner Heilvorstellungen gegeben. Aber schon in dem 1796 in Hufelands *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneikunst* veröffentlichten Aufsatz *Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen* nebst einigen Blick-

ken auf die bisherigen, sprach Hahnemann die Grundgedanken seiner späteren Lehre folgendermaßen aus: »Jedes wirksame Arzneimittel erregt im menschlichen Körper eine Art von eigener Krankheit, eine desto eigentümlichere, ausgezeichnetere und heftigere Krankheit, je wirksamer die Arznei ist. Man ahme die Natur nach, welche zuweilen eine chronische Krankheit durch eine andere hinzukommende heilt, und wende in der zu heilenden (vorzüglich chronischen) Krankheit dasjenige Heilmittel an, welches eine andere, möglichst ähnliche künstliche Krankheit zu erregen imstande ist, und jene wird geheilt werden; *similia similibus*.« Auch in der Homöopathie haben sich im Lauf der weiteren Entwicklung mancherlei Wandlungen vollzogen; insbesondere ist an Stelle des Zentesimalsystems der Verdünnung ($D_1 = 1:100$) im allgemeinen das Dezimalsystem getreten ($D_1 = 1:10$), das bei einigen Potenzen auch schon zu reichlichen Verdünnungsgraden führt ($D_6 = 1:10^6 = 1:1\,000\,000$), das aber den modernen Anschauungen der physikalischen Chemie über die Atomgröße nicht widerspricht. So fand Heubner, ein ausgesprochener Gegner homöopathischer Gedankenrichtung, bei gewissen Substanzen der Kampfergruppe noch bei einer Konzentration von 10^{-15} (homöopathisch = D_{15}) eine ausgesprochene Wirkung am isolierten Meerschweinchenherzen. Aber auch diese biologischen Reaktionen, die an Feinheit alle chemischen bei weitem übertreffen, haben, wie Heubner mit Recht ausführt, ihre Grenzen nach unseren heutigen naturwissenschaftlichen Vorstellungen, und von homöopathischer Seite beschriebene Wirkungen bei Verdünnungsgraden von D_{30} (10^{-30}) etwa von Ameisensäure, bei denen nur noch $\frac{1}{100\,000\,000}$ eines einzigen Moleküls im Kubikzentimeter der Lösung vorhanden ist, müssen in das Reich der Fabel verwiesen werden. Hier ist die Homöotherapie reine Suggestionstherapie, die freilich auch in der sonstigen Medizin nicht die schlechteste ist. Bier arbeitete bei seinen praktischen Versuchen übrigens stets mit Verdünnungsgraden der 6. Dezimalpotenz (D_6), also solchen, die noch durchaus im Rahmen unserer wissenschaftlichen Vorstellungen liegen, aber doch in der allgemeinen Medizin meist nicht benutzt werden oder höchstens gelegentlich, wie etwa bei der diagnostischen und therapeutischen Verwendung des Tuberkulins. Der oben erwähnte Marburger Internist Eduard Müller faßt die Grundregeln der

Homöopathie in folgendem Satz zusammen: »Krankheiten werden geheilt durch kleine Gaben solcher Mittel, die in großen bei Gesunden ähnliche Veränderungen hervorrufen.«

Hier sind Anklänge an die moderne Vakzine- und Tuberkulintherapie, wobei es unentschieden bleiben mag, wie weit in beiden Fällen eine logische Begründung vorhanden ist. Doch kann man in diesem Prinzip nicht das einmal nur Torheit, das anderemal nur Weisheit sehen. Das Grundlegende ist, daß man der Spontanheilung, die allerdings von Hahnemann vielfach als eine Wirkung seiner homöopathischen Gaben angesehen wurde, im Rahmen des biologischen Geschehens wieder eine viel größere Bedeutung beizumessen anfängt als jeder Beeinflussung durch hochwirksame Medikamente. Hier beginnen die Beziehungen der Homöopathie zum Naturheilverfahren und auch zu den Glaubenssätzen der sogenannten Biochemie. Der Arzt vermag die natürlichen Abwehrreaktionen des Körpers gegen körperfremde Elemente, die sich in Krankheiten verschiedenartigsten Ursprungs dokumentieren, bakteriellen, chemischen, physikalischen (die zudem vielfach sozial bedingt sind), nur durch feine Belauschung und Erforschung der Naturheilkräfte zu unterstützen. Darum sieht Bier die größte medizinische Tat, die je getan wurde, in der Erkenntnis des Hippokrates, daß die Krankheiten durch die Natur heilen müssen; die daraus entspringende Auffassung des Arztes als eines Dieners der Naturheilung hat erst später Paracelsus wieder klar herausgearbeitet.

Wie kam nun Bier zu seiner Stellungnahme zur Homöopathie? Schon viel früher hatte er in seinem wissenschaftlichen Hauptwerk Hyperämie als Heilmittel die Entzündung, die man bisher im wesentlichen im Sinn Galens mit entzündungsherabsetzenden Mitteln behandelte, als einen Heilvorgang des Körpers angesehen; er suchte infolgedessen von entgegengesetztem Gesichtspunkt aus die Entzündung, gleichviel welchen Ursprungs, durch Vermehrung der Blutfülle des erkrankten Organs zu verstärken und damit die wirksamen Abwehrkräfte des Blutes in verstärktem Maß heranzuziehen. Er befolgte damit bereits, wenn vielleicht auch unbewußt, den Grundsatz Hahnemanns. Ähnliche Gesichtspunkte leiteten ihn auch später bei seinen Gedankengängen über die Bedeutung des Fiebers als eines Heilvorgangs im Körper, der nicht mit künstlichen

Mitteln zu vermindern sondern als eine Abwehrreaktion zu betrachten sei. Das ist auch der Sinn der inzwischen allgemein anerkannten Reiz- und Proteinkörpertherapie, der Einspritzung von Eiweißkörpern in die Blutbahn, die durch ihren Zerfall den Organismus zu erhöhter Abwehr anregen sollen. Auf dieser Reiztherapie beruhen nach unseren heutigen Anschauungen auch die Tuberkulineinspritzungen, da sich die ursprüngliche Annahme einer spezifischen ätiologischen Einwirkung auf die Tuberkelbazillen nicht bestätigt hatte. Der lokalen Entzündung und ihrer Behandlung mit örtlicher Hyperämie entspricht das Fieber als eine allgemeine Entzündung; beides sind Abwehrvorgänge, die nicht unterdrückt sondern unterstützt werden sollen.

Diese Anschauungsweise hatte in neuerer Zeit für die Wirkung von Arzneimitteln insbesondere der Greifswalder Pharmakologe Hugo Schulz vertreten, der nicht durch entgegengesetzt wirkende Arzneigaben die Krankheits Symptome unterdrücken, das heißt symptomatische Behandlung treiben, sondern das kranke Organ zu erhöhter Leistung im Sinn der Naturheilung anregen will (siehe seine Schriften *Similia similibus curantur* und *Meine Stellung zur Homöopathie* /München, Verlag der Ärztlichen Rundschau/). Darum nehmen die Homöopathen Hugo Schulz als Pharmakologen für sich in Anspruch, vor allem aber deshalb, weil er die verschiedenartige Wirkung großer und kleiner Arzneigaben am gesunden und kranken Menschen gesetzmäßig zu begründen suchte und zu diesem Zweck ebenfalls die Arzneiprüfung am gesunden Menschen verlangte, da ihm der Versuch am Meerschweinchen oder einem andern Versuchstier für die Verallgemeinerung unzulänglich schien: siehe Schulz' Vorlesungen über Wirkung und Anwendung der unorganischen Arzneistoffe /Leipzig, Georg Thieme/.

Hahnemann hatte gelehrt, daß der Kranke und insbesondere der kranke Körperteil auf viel kleinere Arzneigaben reagiert als der Gesunde, ein heute in der Immuntherapie vielfach angewandtes Prinzip. Nun formulierte Schulz, zusammen mit dem frühern Greifswalder Psychiater Rudolf Arndt, der wohl die erste Anregung dazu gegeben hatte, die Wirkung von Arzneireizen ganz allgemein in folgender Weise: »Schwache Reize fachen die Lebenstätigkeit an, mittelstarke fördern sie, starke hemmen sie, und stärkste heben sie auf. Aber durch-

aus individuell ist, was sich als einen schwachen, einen mittelstarken, einen starken oder sogenannten stärksten Reiz wirksam zeigt.« Dieses Arndt-Schulz'sche Gesetz erklärt die entgegengesetzte Wirkung großer und kleiner Arzneimittelgaben, es erklärt auch, warum das erkrankte und besonders empfindliche Organ schon auf sehr kleine Dosen reagiert. Es wurde daher von den Homöopathen zur Deutung des Verdünnungsprinzips, der mit weiterer Verdünnung zunehmenden Arzneimittelwirkung dankbar begrüßt. Auch daß das Arndt-Schulz'sche Gesetz der Arzneimittelwirkung zutrefte, wurde im einzelnen angezweifelt, im allgemeinen aber wird es anerkannt, da es einem allgemeinen biologischen Prinzip entspricht. Bier mißt ihm die größte heuristische Bedeutung bei, nennt es aber eine »Regel«, da er Gesetze in der organischen Natur überhaupt nicht anerkennt. Schon Hugo Schulz warnt in diesem Punkt vor übergroßem Schematismus; er bezieht das Gesetz aber vor allem darauf, daß Arzneimittel nicht die Krankheiten heilen sondern nur imstande sind erkrankte Organe zu erhöhter physiologischer Leistung anzuregen oder daran zu hindern. Freilich darf, um des Systems willen, niemals schematisiert werden; auch das entgegengesetzte Prinzip Galens kann, wie gerade die neuere Entwicklung der Antisepsis, der Antitoxintherapie der Diphtherie, die Chemotherapie der Malaria und Syphilis mit Chinin und Salvarsan zeigt, zum Erfolg führen. Beide Prinzipien müssen also nicht gegen einander sondern mit einander ausgewertet werden. Im weitem Verlauf seiner Studien, insbesondere durch die eingehende Würdigung der homöopathischen Quellenwerke, ging nun Bier dazu über eigene Erfahrungen mit homöopathischen Dosierungen zu sammeln. Zur Behandlung wählte er die Furunkulose, eine besonders hartnäckige und vielfach chirurgischen Eingriffen ebenso wie medikamentöser Beeinflussung trotzende Krankheit. Es ist bekannt, daß durch große Schwefel- und Joddosen, etwa bei Vergiftungen, geschwürige Hautveränderungen und Furunkulose entstehen können. Bier behandelte im ganzen 34 schwere Fälle von Furunkulose mit homöopathischen Dosen von Jodschwefel, nämlich mit 3 Tabletten Sulfur jodatum nach einer homöopathischen Vorschrift am Tag, von denen jede $\frac{1}{10.000}$ Milligramm Jodschwefel enthält ($D=10^{-6}$ einer 0,1 Gramm wiegenden Tablette); wie Bier angibt, mit bestem Erfolg. Darunter befanden sich

einige Fälle, die bisher anderen Behandlungsmethoden »bis zu 3 Jahren« getrotzt hatten. Zwar nicht mit homöopathischen Dosen, aber nach dem Grundsatz der Ähnlichkeitsregel hat Bier sodann zur Behandlung der postoperativen Bronchitis, die gewöhnlich durch die Äthernarkose hervorgerufen wird, die Einspritzung von Äther in die Therapie neu eingeführt und, wie er mitteilt, damit sehr gute Erfolge bei dieser gefürchteten Operationsnackkrankheit erzielt. Ein Schulmediziner hat den Mut gefunden für die so verketzerte Homöopathie einzutreten und seinen Fachgenossen geraten, bevor sie verächtlich über die Homöopathie urteilten, mindestens in ihr Wesen oder Schrifttum einzudringen. Geschehe dies, so hält Bier eine Verständigung für durchaus möglich (siehe hierzu auch die feinsinnigen und hochstehenden Ausführungen des homöopathischen Arztes Otto Leiser in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom 16. Oktober 1925, in denen durchaus maßvoll, aber doch prinzipiell die Grundlagen der homöopathischen Erkenntnis dargelegt und gegen die Einwände Heubners, Müllers, Klemperers verfochten werden). Bier rief in jener denkwürdigen Sitzung den Ärzten zu: »Ich will Ihnen nur sagen, daß ich Hahnemann für ein intuitives Genie halte, das man nach langer Verketzerung einmal anerkennen wird, wie man das größere Genie des Paracelsus erkannt hat, nachdem man ihn 3 Jahrhunderte lang als Scharlatan angesehen hatte.« Damit gab Bier seinen gelehrten Widersachern zu verstehen, daß auch in der Medizin noch etwas anderes von Bedeutung ist als Wissenschaftsmethode und kunstvolle Technik, nämlich die Intuition.

Ernährungslehre Im Verlag Julius Springer in Berlin erschien eine Sammlung Die Volksernährung, die es sich zur Aufgabe stellt die wissenschaftlichen Ergebnisse der Ernährungslehre weiteren Kreisen in gemeinverständlicher Form zur Kenntnis zu bringen. Der Direktor des Hygienischen Instituts in Hamburg Rudolf Neumann behandelt darin das *Brot*. Er geht kurz auf die Geschichte der Brotnahrung ein, bespricht ausführlich die Zubereitung des Brotes, die verschiedenen Brotarten und ihre Bedeutung für die Ernährung des Menschen. In der selben Sammlung gibt der Physiologe Emil Abderhalden einen kurzen Überblick über die *Vitamine* und ihre Bedeutung für die Ernährung. Er nennt

seine kurze Darstellung Nahrungsstoffe mit besonderen Wirkungen. Wer sich eingehender über dieses Gebiet orientieren will, der nehme das ausführliche Quellenwerk des um die Vitaminforschung hochverdienten Biochemikers Casimir Funk zur Hand, dessen Monographie *Die Vitamine, ihre Bedeutung für die Physiologie und Pathologie*, jetzt in 3. Auflage erschienen ist (München, J. F. Bergmann/). Von Funk stammt auch der Name Vitamine und die Kennzeichnung jener Krankheiten, die durch Vitaminmangel bedingt sind, als Avitaminosen. Die für den normalen Menschen lebenswichtigen, in ihrer chemischen Struktur aber noch immer völlig unbekannt Stoffe sind in jüngster Zeit von den verschiedensten Seiten eingehend studiert worden. Funk führt in seinem Werk 2686 (!) Originalarbeiten an, die sich mit ihrer Erforschung beschäftigen. Skorbut und Barlowsche Krankheit, Beri-Beri, Pellagra, wahrscheinlich auch Rhachitis, stellen nur einige der bekanntesten Ernährungsstörungen dar, die heute auf Vitaminmangel zurückgeführt werden.

Einen guten Überblick über das *Gesamtbereich* der Ernährungslehre unter Berücksichtigung der jüngsten Forschungsergebnisse bieten Otto Kestner und Hugo Wilhelm Knipping in ihrer vom Reichsgesundheitsamt herausgegebenen Schrift *Die Ernährung des Menschen* (Berlin, Julius Springer/), in der sie sich ebenfalls an ein breites Publikum wenden. Sie legen die Grundlagen der Ernährungsphysiologie und -hygiene dar, erklären, wie die Lebensweise des Großstädtlers und Industriearbeiters (seit dem Vorherrschen der Maschinenteknik) einen steigenden Bedarf an Eiweiß (Fleisch-) nahrung mit sich bringt, die einzelnen Berufsarten überhaupt physiologisch begründete Unterschiede in der Ernährung der Berufstätigen fordern. Die Verfasser lehnen, dieser Auffassung entsprechend, schematisierende Ernährungsvorschriften ab, wie sie einige Fanatiker propagieren (meist mit dem Anspruch Verkünder einer "Ernährungsreform" zu sein (siehe zum Beispiel Mikkel Hindhede *Die neue Ernährungslehre* /Dresden, Emil Pahl/ und Alfred W. MacCann *Kultursiechtum und Säuretod* /Dresden, Emil Pahl/)). Auch die Technik der Ernährung, wie sie sich im Lauf der Jahrhunderte herausgebildet hat, ist kein Zufallsprodukt sondern das Ergebnis einer natürlichen Entwicklung. Ebenso wenig ist es Zufall, daß der Industriearbeiter eine konzentrierte

eweißreiche Nahrung, in erster Linie Fleisch, Milch, Milchprodukte, liebt, während der Bauer die eiweißarme, wenn auch kalorienreiche Gemüse- und Kartoffelnahrung vorzieht. »Zur Ernährung des Bauern kann man nur zurückkehren, wenn man auch die Lebensweise der Bauern aufnehmen will. Da das nicht geht, mußte sich die Ernährung ändern.«

Deshalb kann man sich auch der Ansicht der ausgesprochenen *Alkoholabstinenten* nicht anschließen, daß ein radikales Alkoholverbot nach dem Beispiel der Vereinigten Staaten von Amerika das allein Erstrebenswerte ist (siehe Robert Gaupp *Das Alkoholverbot der Vereinigten Staaten von Nordamerika* /München, J. F. Lehmann/), mag man auch den Überzeugungsmut vieler Abstinenzvertreter noch so hoch einschätzen (siehe August Forel und Eugen Schwiedland *Warum soll man den Alkohol meiden?* /Wien, Rikolaverlag/, ferner die unter Führung von Ernst Kraepelin herausgegebenen Beiträge der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München: *Die Wirkungen der Alkoholknappheit während des Weltkrieges* /Berlin, Julius Springer/). Selbstverständlich wird jeder Hygieniker die Schäden des Alkoholismus zu bekämpfen suchen; gesetzliche Maßnahmen (Schankstätten-gesetz, Verbot des Ausschanks an Jugendliche), Aufklärung und Beispiel kommen hier in erster Linie in Frage. Wichtiger als der Zwang erscheint auch in diesem Punkt die Erziehung zur Selbstzucht, die Stärkung des eigenen Verantwortungsgefühls gegenüber der Gesellschaft. Zur Beurteilung der oft in der Frage herangezogenen psychiatrischen Statistik ist zu bemerken, daß sie lediglich auf dem psychiatrischen Krankenmaterial fußt, also nur einen sehr unbedeutenden Prozentsatz der Alkoholkonsumenten umfaßt. Daher sind ihre Ergebnisse kaum einwandfrei.

Auf die gesamte Alkoholfrage und den Einfluß des Alkoholismus auf die Volksgesundheit soll noch eingegangen werden. Daß aber auch Gelehrte von Ruf die Genusmittel nicht immer perhorreszieren, besonders die leicht beachtende Wirkung des Alkohols im modernen Gesellschaftsleben so wenig missen möchten wie sie die Gesellschaft früherer Zeiten missen wollte, das zeigen die temperamentvollen Ausführungen, die der Berliner Pharmakologe Louis Lewin in seinem neuen, sehr bemerkenswerten Werk *Phantastica* /Berlin, Georg Stilke/ zu diesem Kapitel gemacht hat.

Kurze Chronik Die Malariakommission des Völkerbundes setzt einen Preis für die beste wissenschaftliche Arbeit über Malaria aus. Jungen Malariaforschern soll dabei Studienbeihilfe gewährt werden. Der Malariapreis wird zum Andenken an das verstorbene Mitglied der Kommission Darlin gestiftet, der in Kleinasien umkam. Die spanische Regierung hat der Untersuchungskommission des Völkerbundes zum Studium der Schlafkrankheit in Äquatorialafrika die Summe von 5000 Pesetas gestiftet, als erste europäische Regierung, die sich mit einem größeren Geldbetrag an der internationalen Hygiene beteiligt. Die britische Regierung stellte der Kommission ihre Laboratorien in Uganda zur Verfügung. \diamond Zur Beurteilung der Folgen des illegalen und des legalen *Abortus* veröffentlichte der bekannte Medizinalstatistiker und Oberregierungsrat am Reichsgesundheitsamt E. Roesle eine Zusammenstellung der Sterblichkeitsfälle an Puerperalfieber (Wundfieber nach Abort und Geburt) in Berlin und Petersburg während der Jahre 1922, 1923 und 1924. Danach betrug die Sterblichkeit auf je 1000 Lebend- und Totgeborene in Groß Berlin, wo die Abtreibung unter dem Einfluß der Strafgesetzsparagraphen im geheimen vorgenommen wird, 13,14, 13,80, 11,05 und in Petersburg, wo die Unterbrechung der Schwangerschaft erlaubt ist und in Krankenanstalten stattfindet, 3,77, 3,39 und 2,63. Diese Zahlen zeigen die deletäre Wirkung der geheimen Abtreibung. \diamond Es scheint, als ob man schon im alten Ägypten Versuche unternommen hat eine *Verjüngung* herbeizuführen. Der Ägyptologe Breastad soll eine Papyrosinschrift entdeckt haben, nach der ein ägyptischer Arzt aus dem Jahr 100 vor Christus eine Methode kannte, um alte Männer in den Zustand 20jähriger zurückzusetzen. Den genauen Sinn der Inschrift kennt man noch nicht, kann also diese Methode kaum nachprüfen. \diamond Am 17. Mai wurde in einem feierlichen Akt die neue Medizinische Fakultät der Universität *Münster* eröffnet. \diamond Der Ordinarius der Hygiene *Karl Kibhalt* in Bonn folgte einem Ruf an die Universität München auf den Lehrstuhl der Hygiene und Bakteriologie als Nachfolger Max von Grubers. \diamond Die Assistentin am Pathologischen Institut der Universität Leipzig *Martha Schmidtman* habilitierte sich für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie in der Medizinischen Fakultät der Leipziger Universität.

KUNST

Bildende Kunst / Ludwig Hilberseimer

"Kitsch" Das Problem des sogenannten Kitsches ist weniger ein formalästhetisches als ein wesentlich soziologisches. Und zwar ein sehr tiefgreifendes, unser gesamtes kulturelles Leben umfassendes. Daher ist Fritz Karpfiens Schrift *Der Kitsch*, eine Studie über die Entartung der Kunst, die, mit 34 Abbildungen versehen, im Weltkunstverlag in Hamburg erschien, zu eng gefaßt. Der Verfasser behandelt lediglich die formalästhetische Seite. Seiner Untersuchung fehlt die Erkenntnis, daß die Form als Form vollkommen bedeutungslos ist. Wird die Form ihres Inhalts entkleidet, selbstzwecklich, verliert sie die Aktivität der sie hervorgerufenen Notwendigkeit, so wird sie zur dekorativen Geste, kurz zum "Kitsch". Wie die Kunst ist auch der "Kitsch" eine ewige Erscheinung. Er ist ihre unvermeidliche Begleiterscheinung, Nebenströmung jeder künstlerisch schöpferischen Aktivität. Das Gros, die Masse lernt die Kunst überhaupt nur durch das Verdünnungsmittel des "Kitsches" kennen. Und hier liegt vielleicht seine bedeutungsvolle, kulturell wirksame Funktion. Dem Kitsch der Neuzeit steht die Maschine zur Verfügung, die ihm eine unendliche Ausbreitungsmöglichkeit sichert. Wo immer eine Bogenlampe aufleuchtete, und war es im Innersten Asiens oder Afrikas, eroberte sich der "Kitsch" eine neue Provinz, verdrängte er in kürzester Frist alte bestehende Kulturformen, wurde er unabwendbar zum Alleinherrscher. Unter diesen Umständen ist es nicht weiter verwunderlich, wenn im 19. und 20. Jahrhundert die Kunst fast nur noch als "Kitsch" auftritt, als eine Maskerade zum Verstecken, der als schamlos empfundenen Leerheit, als ein letzter Fluchtversuch vor der zersetzenden Inhaltlosigkeit des Lebens. Traurig und zugleich ungemein rührend ist die Sehnsucht dieser Zeit nach Schönheit, nach einem Mehr als notwendig, um über den Alltag hinwegzukommen. So griff ein Fetischismus der Verzierung um sich, der jeden Gegenstand erfaßte. Vom Bierkrug bis zum gotischen oder Renaissancebuffet, von der Grunewaldvilla bis zum Berliner Dom. Bedürfnisanstalten wurden aus Schönheitsrücksichten in gußeiserne Renaissanceempel verwandelt, Schornsteine in antike Säulen, Öfen in Grabmäler. Jede Fläche wurde unter Ornamenten erstickt. Mietshäuser befinden sich hinter Atrappen. Man wohnt

je nach Wunsch hinter Gotik, Renaissance oder Barock. Jeder Wunsch fand schnellste Erfüllung. Nichts blieb vergessen.

Aber trotz seiner ungeheuren Ausbreitung berührt uns der "Kitsch" nur wenig. Man sieht seine Notwendigkeit ein. Er bestimmt wesentlich die Physiognomie unserer Zeit, ist international wie nur irgendeine Sache. Er entsteht immer, wo Echtes abstirbt, nicht nur in Europa und Amerika, auch in Afrika, Asien und Ozeanien. Er ist heute eine Begleitscheinung des Kapitalismus. Dieser verstand es auch ausgezeichnete Geschäfte mit ihm zu machen. Seine Schundfabrikate wurden durch die Süßlichkeit des "Kitsches" verkäuflicher gemacht, Modetorheiten industriell ausgebeutet. Und da die so entstehende "Schönheit", auf die das Publikum immer wieder hineinfällt, leicht gewechselt werden kann (eine Armee von Zeichnern liefert die Formen und Muster), konnte der eigentliche Gegenstand minderwertig und billig sein. Je schlechter die Ware, desto größer Umsatz und Verdienst.

Der Snobismus ist eine vornehme Abart des "Kitsches": für die elegante Welt, die Dame, den Herrn, den Salon. Heute hat sich der Snobismus der neueren Kunstrichtungen bemächtigt. Kein Plakat, keine Bar, kein Kino oder Theater ohne Expressionismus oder Konstruktivismus. Es scheint, als ob Reinheit als langweilig empfunden wird. Man flüchtet daher hinter allerlei Dekoratives, versucht sich in Mystik und Primitivität. Alle Vergangenheit wird "verkitscht", ein Aschermittwoch durch den andern verdrängt, der immerwährende Katzenjammer durch stets neue künstliche Rauschzustände aufzuheben versucht.

Ungarn Die ungarische Malerei ist noch sehr jung. Was aus der Vergangenheit Tartaren- und Türkenkriege überdauerte, läßt es mehr als zweifelhaft erscheinen, ob es in Herkunft und Stil als ungarisches Kulturdokument gelten kann. Auch den Bildern der Renaissance- und Barockzeit fehlt der ausgesprochen ungarische Charakter. Im 19. Jahrhundert wuchs zwar die Anzahl ungarischer Maler und Bilder bedeutend, doch brachten die ersten 50 Jahre kaum mehr als einen Klassizismus und ein Biedermeier italienischen oder österreichischen Angedenkens. Erst das erschütternde nationale Erlebnis des Freiheitskampfs gegen die Kaiserlich österreichische Regierung /1848 bis 1849/ und der romantische

Kult der persönlichen Gefühlsweise befreiten die ungarische Malerei von der glatten, fremden Haut, vom klassizistischen Kanon, von der deutschen Pedanterie, von der kleinbürgerlichen Ordnungsliebe. Mit dieser Besinnung auf sich selbst beginnt auch der Kontakt der ungarischen Maler mit den europäischen. Von nun an nimmt Ungarn teil an der europäischen Kunstbewegung. Zunächst rein passiv, bald aber selbst Aktivität ergreifend, so daß in der Kunstbewegung der letzten Jahre ungarische Maler eine durchaus führende Rolle spielen.

Ernst Kallai hat ein Buch über die neue Malerei in Ungarn verfaßt, das mit instruktiven Abbildungen auf 80 Tafeln versehen ist /Leipzig, Klinkhardt & Biermann/. Es gibt nicht nur einen kritischen Überblick über die Stilentwicklung der ungarischen Malerei in den letzten 25 Jahren sondern gewissermaßen eine Darstellung der neuen europäischen Malerei, da Kallai die ungarische Malerei durchaus in Zusammenhang mit der europäischen bringt. Er zeigt, daß die Kunst nicht national gebunden ist sondern als ein die Menschheit angehendes Phänomen sich je nach nationalem Temperament national auswirkt. Bemerkenswert ist auch die typographische Ausstattung des Buches, die von Moholy-Nagy auf vorbildliche Weise besorgt wurde.

Kunstpflge Die Kunstpflege der Stadt Berlin gab neuerdings Anlaß zu lebhaften Erörterungen. Die äußere Ursache dazu gab Paul Westheim durch eine Veröffentlichung im 8 Uhr-Abendblatt zu dem geplanten Ankauf einer antiken Statue für das Alte Museum in Berlin. Zu diesem Zweck wollte die Stadt aus ihrem Kunstfonds, der eigentlich zur Pflege heutigen Kunstschaffens bestimmt ist, eine halbe Million zusteuern. Es handelte sich um die griechische Statue eines attischen Mädchens aus dem 6. Jahrhundert, die dem Alten Museum von einem ausländischen Kunsthändlerkonsortium zum Preis von 1 Million angeboten wurde. Da das Alte Museum über diese Summe nicht verfügt, versuchte der Geheimrat Wiegand durch private Stiftungen den Ankauf zustande zu bringen. Durch Bankkrisen kam eine halbe Million zusammen. Den Rest wollte die Stadt Berlin übernehmen; eine an sich erfreuliche Tatsache, die zu begrüßen wäre, wenn die heutige Zeit nicht jeden Luxus verböte; um so mehr, als diese Summe dem Kunstfonds der Lebenden entnommen

werden sollte, in einer Zeit schwerer Wirtschaftsnot, in einem Augenblick, da es viele Hunderte von Künstlern gibt, die in verzweifelten Verhältnissen leben. Die Erörterung dieser Frage in der Öffentlichkeit hat zu dem Erfolg geführt, daß die Stadt Berlin sich nur mit 100 000 Mark an der Kaufsumme beteiligt; die anderen Anteile übernehmen neben Privaten das Reich und Preußen, 400 000 Mark, die dem heutigen Kunstschaffen entzogen werden sollten, blieben somit der Berliner Künstlerschaft erhalten.

Zur wirtschaftlichen Not der Künstler nahm auch der Reichswirtschaftsverband der bildenden Künstler in einer öffentlichen Versammlung im Herrenhaus Stellung. Es ist außerordentlich schwer Künstlern eine Unterstützung angedeihen zu lassen. Als zweckmäßig ist allein die produktive Fürsorge anzusehen. Nur ist es eben nicht so einfach den Künstler produktiv in die nationale Wirtschaft einzugliedern. Gut ist aber auf jeden Fall der Vorschlag, der von dem Generalsekretär des Verbandes Otto Marcus ausgeht: eine Darlehenskasse für Künstler aus staatlichen Mitteln zu gründen. Für die Hergabe eines Darlehens darf nicht die künstlerische Würdigkeit, sondern soll die wirtschaftliche Not entscheidend sein. Denn der gegenwärtigen Not der Künstlerschaft muß durch eine Aktion des Staates Einhalt getan werden. Auf die Dauer aber werden derartige Maßnahmen die wahren Ursachen des Krankheitszustands nicht ausrotten können. Daher forderte die Novembergruppe in einer Erklärung, deren Bekanntgabe von der Versammlungsleitung verwehrt wurde, den Abbau des staatlichen Kunstschulbetriebs als eine der Hauptursachen des Künstlerelends. Durch die Kunstschulen wird mit öffentlichen Mitteln die künstliche Züchtung einer lebensunfähigen Schicht von Halbexistenzen betrieben. Statt dessen soll man durch Aufgeben der Künstler produktiv in das Leben der Allgemeinheit eingliedern.

Totenliste Ende März starb in Paris *Léon Lhermitte*, 81 Jahre alt. Er gehörte zu der Gruppe der akademisch erzogenen Realisten, deren Führer er war. Er machte durch seine ehrliche, etwas trockene Landschaftsmalerei Schule. Er war ein Freund Max Liebermanns und weilte früher öfter in Berlin. Als vorkämpfender Organisator des Marsfeldsalons hat er der künstlerischen Jugend eine Stätte bereitet und die französischen Ausstellungen auch den Deutschen geöffnet.

Mitte Mai starb in Paris der Leiter des Museums Luxembourg und Konservator des Rodinmuseums *Léonice Benedite*, 67 Jahre alt. Er galt als einer der besten Kenner der französischen Kunst des 19. Jahrhunderts, über die er auch ein grundlegendes Buch schrieb. Besonders aber hat er sich durch den fortschrittlichen Ausbau des Luxembourg verdient gemacht. Er war bestrebt auch die moderne Kunst des Auslands heranzuziehen und wandte auch der deutschen Malerei große Aufmerksamkeit zu; durch ihn kamen, schon vor 30 Jahren, Gemälde von Menzel und Leibl, Uhde, Liebermann in das französische Staatsmuseum.

Anfang August starb der Berliner Maler *Paul Brockmüller* an den Folgen einer Operation, im Alter von 61 Jahren. Er war Porträtist, später hauptsächlich Illustrator. Das Schweriner Museum (Brockmüller war Mecklenburger) besitzt mehrere seiner Arbeiten, darunter das Bildnis Heinrich Seidels.

In einem Prager Sanatorium starb Mitte August *Adalbert Hynais*, im Alter von 71 Jahren. Er wurde in Wien geboren und war Schüler Anselm Feuerbachs. Er war Direktor der Prager Kunstakademie. Die Ausschmückung des Prager Nationaltheaters ist sein Werk.

In Badenweiler, wo er seine geschwächte Gesundheit aufzufrischen hoffte, starb *Ephraim Mose Lilien*, 51 Jahre alt. Er war als Illustrator und Radierer bekannt. Als Jude war er von leidenschaftlicher Anhänglichkeit an die Geschichte und die Kulturüberlieferungen seines Volkes, und er hat viele Werke biblischen und verwandten Charakters illustriert. Zuletzt begann er das großangelegte Werk einer illustrierten Bibel (siehe die Rundschau Neuerscheinungen, 1912 II Seite 1084), das nun von einem andern beendet werden muß. Der zionistischen Bewegung brachte er stärkstes Gefühl entgegen. Wiederholt war er nach dem Krieg in Palästina. Er richtete die Kunstgewerbeschule in Jerusalem ein.

Kurze Chronik In einer engen, schwer zugänglichen Galerie der Grotte von Bedeilhac, die sich am Abhang des Gebirges von Sondour in Frankreich befindet, sind wiederum neue *vorgeschichtliche Wandgemälde* aufgefunden worden, die freilich wie auch die früheren wegen der Feuchtigkeit der Grotte schlecht erhalten waren. Man erkannte mehrere Bisondarstellungen, ein etwa 2 Meter großes Pferd in Schwarz und Rot und verschiedene andere Tierdarstellungen. Die Bedeutung dieser neu-

entdeckten Wandbilder liegt darin, daß hier die ganzen Tiere ausgemalt sind, während sonst meist nur die Konturen farbig gehalten sind. ◊ Auf 2 bisher unbekannte *antike Aphroditedarstellungen* aus der Schule des Praxiteles lenkte Salomon Reinach in der Pariser Akademie der Inschriften die Aufmerksamkeit. Das erste Werk ist eine vollkommen unversehrte Marmorstatue, die kauernde Aphrodite darstellend, wie sie ihr reiches Haar mit beiden Händen ausbreitet. Das Werk wurde vor kurzem in Rhodos ausgegraben. Die andere Statue ist eine Bronze von etwa 50 Zentimeter Höhe, Aphrodite darstellend, die ein Band um ihren Hals legt. Diese Bronze befindet sich jetzt in der Sammlung Frey in Wien und wurde wahrscheinlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts in einer der griechisch-römischen Städte Campaniens ausgegraben. ◊ Monsignore Rascioli, der vor kurzem die aufsehenerregende Entdeckung von 8 Tonmodellen Michelangelos machte, fand in den Grotten von Sankt Peter in Rom ein *Mosik Giottos*. Das ziemlich gut erhaltene Werk stellt einen Engel dar. ◊ Das Pradomuseum in Madrid ist in den Besitz eines außerordentlich interessanten *Gemäldes Grecos* gelangt. Das Werk stammt aus der Frühzeit des Meisters und befand sich in einer Zelle des spanischen Klosters Monforte zu Lemos in Galicien, woher auch das während des Krieges für das Kaiser Friedrich Museum in Berlin erworbene Werk Hugo van Goos' stammt. Es stellt den Heiligen Laurentius in einer gold- und silberdurchwirkten Brokaldalmatika auf dem glühenden Rost kniend dar. Die Restauration des Bildes, das unter einer dicken verstaubten Firnissschicht unansehnlich geworden war, ist vollkommen geglückt. ◊ Die Glyptothek und das Museum antiker Kleinkunst in *München* werden zu einer Verwaltungseinheit mit der Bezeichnung *Antikensammlung* zusammengelegt.

Literatur

Der Furcheverlag in Berlin plant in einer von Oskar Beyer herausgegebenen reich illustrierten Sammlung *Schöpfung Beiträge zu einer Weltgeschichte der religiösen Kunst* zu liefern, das religiöse Weltkunstbereich zu erschließen. Bisher sind 6 Bände erschienen. Der 1. Band, von Georg Stuhlfauth, befaßt sich mit dem christlichen Kirchenbau des Abendlandes von der altchristlichen Basilika bis zur protestantischen Predigtkirche, in der an Stelle des römisch-katholischen Altars die Kanzel zum

Kulminationspunkt der Anlage wird. Der 2. Band, von Heinrich Ehl, ist der Buchmalerei des frühen Mittelalters gewidmet, den Miniaturen, bei denen trotz den wechselnden Stileigentümlichkeiten nicht das äußere, stets das innere Erlebnis zum Ausdruck kam. Der von Paul F. Schmidt herausgegebene 3. Band, *Die Lukasbrüder*, versucht eine Darstellung des Kreises der Lukasbrüder oder Nazarener und ihrer Versuche um die Erneuerung der religiösen Malerei zu geben. Im 4. Band, *Christliche Mosaikbildkunst*, gibt August Hoff einen Überblick über die musivische Kunst von der Frühchristlichen Zeit bis zu modernen Versuchen. Die religiöse Plastik unserer Zeit, von Oskar Beyer als 5. Band herausgegeben, versucht an neueren plastischen Werken, vor allem von Minne, Lehbruck, Barlach, Opfermann und der Baltin von Rathlef-Keilmann das verbindend Religiöse festzustellen, das allerdings mehr in der Geste liegt, als daß es elementare Äußerung wäre. Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker, von Eckart von Sydow als 6. Band herausgegeben, versucht das zuletzt entdeckte Kunstgebiet, das Exotische, in die weltgeschichtliche Betrachtung religiöser Kunst einzuheziehen. ◊ Die *Monographieensammlung über Künstler unserer Zeit Junge Kunst* / Leipzig, Klinkhardt & Biermann/ hat sehr zur Popularisierung der jungen Kunst beigetragen. Es sind folgende Bände neu erschienen: Otto Dix von Willi Wolfardt, Wassilij Kandinskij von Will Grohmann, Alfred Heinrich Pellegrini von Willv Raeber, Alfred Kubin von Paul F. Schmidt, Friedrich Karl Gotsch von Will Grohmann, Henri Matisse von Adolphe Basler, Lyonel Feininger von Willi Wolfardt und Karl Hofer von Benno Reifenberg. Jeder Band enthält außer einem einführenden Text eine Selbstbiographie des Künstlers, ein farbiges Titelbild und 32 ganzseitige Tafeln. ◊ Die Renaissance wurde ihrem Wortsinn nach als Wiedergeburt der Antike betrachtet. Man übersah ihre eigentlichen schöpferischen Antriebe, die zwar durch die Antike in ihren Manifestationen beeinflusst, keineswegs aber absorbiert wurden. Das Ideal der Renaissance war kein schwächlicher Klassizismus sondern die selbständige Schaffung eines neuen Weltbilds. Einen Überblick über diese Periode unvergleichlicher Schöpferkraft gibt *Konrad Escher* mit seiner Kunst der Renaissance, die als 4. Band in der von A. E. Brinckmann herausgegebenen Sammlung *Die 6 Bücher der Kunst*

/Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion/ erschienen ist. Zahlreiche Abbildungen unterstützen seine Darlegungen auf das instruktivste. ◊ Der neueste Band der von Karl Scheffler und Curt Glaser herausgegebenen Monographieensammlung *Deutsche Meister /Leipzig, Inselverlag/* ist dem Nürnberger Erzgießer *Peter Vischer* gewidmet und von Simon Meller verfaßt. Die Stellung Peter Vischers in der Kunstgeschichte war bisher nicht fest umrissen. Vischer gehörte einer Gelbgießfamilie an, deren Wirken sich auf einen Zeitraum von über 100 Jahren erstreckt. Es ist aber nicht ganz einfach den einzelnen Familienmitgliedern entsprechende Werke zuzuschreiben. Vor allem, weil fast alle Urkunden fehlen. Daher ist auch die Bedeutung Vischers umstrittener als die irgendeiner Künstlerpersönlichkeit. Bald wurde er in das Gebiet des eigentlichen Handwerks gedrängt bald als überragender Künstler anerkannt. Meller versucht nun dem traditionellen Ruhm Peter Vischers wissenschaftliche Festigung zu verleihen. ◊ In der Sammlung *Graphiker der Gegenwart /Berlin, Neue Kunsthandlung/* ist eine Monographie *Heinrich Zilles* von Adolf Behne erschienen. »Durch ihn stellt sich zum erstenmal das Proletariat selbst dar. Denn Heinrich Zille hat sich nicht vom "Proleten" zum "Künstler" entwickelt, sondern der Proletarier ist schöpferisch geworden und ist Proletarier geblieben.« Ein seltener Mensch, dieser Zille, dessen Bedeutung sein heute verkündeter Ruhm keineswegs erschöpft. ◊ Der berufenste und bedeutendste Interpret *Vincent van Goghs* ist in Deutschland *Julius Meier-Graefe*. Er hat van Gogh bei uns bekannt gemacht: vor 20 Jahren mit seinem Essay über Vincent van Gogh, in den Sozialistischen Monatsheften 1906 I Seite 145 und folgende, und in mehreren Büchern. Er hat für ihn um Verständnis geworben, es freilich bei unserm "Publikum" noch keineswegs erreicht. Jetzt hat er ein nach Briefen van Goghs verfaßtes Buch Vincent erscheinen lassen /München, R. Piper & Co./, eine billige Ausgabe seines gleichnamigen Werkes, das vor einigen Jahren in 2 Bänden großen Formats herauskam und damals auch eine Auswahl der Werke des Malers brachte, die in der Neuausgabe nicht enthalten ist. Das Buch gibt eine umfassende Darstellung des Lebens van Goghs, gilt weniger dem Maler als dem Menschen, dessen außergewöhnliches Schicksal, tief erfaßt, eindrucksvoll wiedergegeben wird.

Dichtkunst / Max Hochdorf

Exotik Der wundervolle Amerikaner *Bret Harte* ist vielleicht der erste Erzähler exotischer Geschichten, der nicht nur mit der Phantasie sondern auch mit sozialer Empfindung die Exotik behandelt. Seine Kalifornischen Erzählungen, einstmals als Stücke für Kinder angesehen, sind heute wirklich Stücke für sehr ernsthafte Männer. Man glaubt alles kontrollieren zu können. Man wird nicht nur in eine bunte Welt geführt, in der es schillert und von Abenteuern schwirrt. Der Schriftsteller ist Ethnolog, Volkswirt und Moralist. Es war daher sehr gut, daß Paul Baudisch diese Kalifornischen Erzählungen neu übersetzte, dies mit Aufmerksamkeit, Andacht und manchem Sprachtalent tat und das Buch bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam herausgab.

Anders als dieser gewissenhafte Erzähler war schon *Friedrich Gerstäcker*, der Epiker, der sich auch in der Exotik ansiedelte. Noch war dem Erzähler nicht aufgegangen, was nur wenigen aufgeklärten Männern des 18. Jahrhunderts, etwa dem genialen Fürsten Carl von Ligne, schon aufgegangen war; daß auch im schwarzen Menschen ein Stück von der Seele des Praxiteles verborgen ist. Für diesen Wanderer durch die Exotik dient die entlegene Welt nur zur Freude des Weißen, und alles Interesse und alle Intelligenz der Weißen durfte sich austoben, um diese Welt an sich zu reißen. Seien es nun Gerstäcker oder jener abenteuerreiche böhmische Mönch, Karl Postl, der als *Charles Sealsfield* Präriegeschichten schrieb, sie alle sind in ihrer Novellistik und Romanschreiberei Verteidiger eines weißen Größenwahns. Das hindert aber nicht, daß sie von den entlegenen Erdstrichen, in denen sie mit dem Körper oder der Phantasie gewelt hatten, wirklich erzählen konnten; zuweilen lustig, manchmal blutrünstig, immer aber spannend, so daß auch der Erwachsene, ob er will oder nicht, solch ein Buch, einmal angefangen, nicht aus der Hand legt. Es ist daher in jedem Betracht gerechtfertigt, daß der Verlag Hesse & Becker in Leipzig einige Bände Sealsfield und die meisten Bücher Gerstäckers dauernd neu druckt. Sie werden immer ihre Leser finden, und es sind nicht die schlechtesten; jedenfalls diejenigen, die aus der Nüchternheit mit aller Gewalt herausstreben und Sinn für Geschehen haben. Hier und da findet man in diesen Erzählungen auch ein Er-

fassen der menschlichen Seele, sogar den Beginn eines Verstehens für das, was in den "Farbigen" vor sich geht. Es sind "Indianerbücher", gewiß. Aber wie hoch stehen sie über den leeren Renommistereien etwa Karl Mays.

Bret Harte war der erste, der mit sozial tief eingestimmter Entdeckerseele schrieb. Und heute ist es der nun auch schon durch frühen Tod dahingeraffte Jack London, dem wir wundervolle Prosa, die solche exotischen Triften schildert, verdanken (siehe diese Rundschau, 1924 Seite 797 und folgende); seine wertvollen Bücher hat der Gyldendalsche Verlag in Berlin deutsch herausgebracht. Rudvard Kipling oder sein verstorbener Landsmann Joseph Conrad, der ursprünglich in Polen geboren war, oder die Holländer Multatuli und Louis Couperus wären auch noch in diesem Zusammenhang zu nennen. Kipling ist der gefährlichste, weil sein Stil leuchtet und blinkt, und weil er Anwalt des großmüligsten Weißenhochmuts ist. Conrad ist der kindlichere und volkstümlichere. Multatuli war der Ankläger, der gegen die Grausamkeit seiner Landsleute schrieb, die das Fleisch der Schwarzen nicht achteten, um die Schwäche der Weißen zu maskieren. Couperus ist Beherrscher der fesselnden Kolportage. Sozial ist er nicht stark beschäftigt, das Bunte liebt er. Man weiß nicht recht, wie er sich zur Wahrheit stellt.

Sammlungen Während die Schulmänner darüber streiten, ob die Jugend noch durch das Erquickungsbad des griechischen Humanismus gehen oder allein für das Wunder- und Alltagsreich des Technischen erzogen werden soll, sind die Freunde des Altertums am Werk, um für ihre Heroen zu werben. Diese Arbeit ist zu begrüßen. Der Freund der Dichtung, der sich allein erquickern möchte, spannt diese Polemik gar nicht bis zum Sumpf der Diskussion über erzieherischen Wert oder Unwert der Antike aus. Er freut sich allein an dem, was vorhanden ist. Es ist vieles vorhanden, was heute wieder erweckt wird und auffordernd und verlockend zu den Sinnen redet. Daß Catull, der zarte lateinische Lyriker, der den Mund seiner Geliebten und den bescheidenen Sperling mit gleicher inbrünstiger Anmut besingt, zu den Unvergesslichen gehört, darüber brauchen wir nicht mehr zu streiten. Schon ist diese Anakreontik im dekadenten Rom eine literarische Tradition geworden, aber gerade das kostbar Überlieferte hatte sich in der

raffinierten und entzückenden Form erhalten. Die Bilder sind nicht mehr ganz naiv, aber auch die Kärrner hatten gelernt den Vers und den Rhythmus wundervoll zu ad'nen. Dazu kam noch, daß Catull aus Verona sich als verlässener, vereinsamer, von der höchsten Gnade seiner Zeit, also von der höfischen, etwas vernachlässigter Dichter fühlte. Er spürte in sich den Widerstand, der ihn hindern wollte seiner Idyllik sich hinzugeben. Und darum ging er mit noch schärferer Besessenheit vom Alltag fort, um sich idyllisch zu ergötzen. Wenn seine Carmina heute vom Verlag Ernst Heimeran in München neu herausgegeben werden, so ist diese Publikation durchaus verdienstvoll. Dieser Verlag druckt die Catullischen Gedichte doppel-sprachig, zunächst lateinisch und daneben in deutscher Übertragung. Theodor Heyse und andere haben diese Verdeutschungen geliefert. Philologisch läßt sich hiergegen gar nichts sagen. Die ästhetische Hilfe, die dem Leser geleistet wird, ist unendlich groß. Vielleicht könnte hier und da das Werk der Verdeutschung etwas sprühender, etwas mehr hingegeben dem zarten Original, geraten sein. Äußerlich sehen diese *Tuskulumbücher* des Heimeranschen Verlags sehr lieblich aus. Sie sind wirklich würdig der Kleinodien, die sie einschließen. In dieser Ausstattung ist auch der großartige Wehgesang der Perser um ihren nationalen Untergang hochwillkommen. Georg Lange besorgte die Verdeutschung, die neben dem griechischen Text abgedruckt ist. Auch er mehr ein Philologe als ein Dichter. Hieran hapert es allerdings. Die Perser des Aischylos, der großartigste dramatische Wehgesang des griechischen Patriotismus, sind ein mächtiges Stück. Es zeigt die ins Ungeheure gesteigerte Siegesfreude der Griechen, die den asiatischen Nebenbuhler niederwarfen. Man erinnere sich, daß der Wehgesang der Besiegten gerade die Freudenstimmung der Sieger befeuerte und ins Ekstatische erhob. Zu diesen Stücken von höchstem Rang kommen dann einige Spekulationsstücke des gleichen Verlags. Zunächst wird Lukians Groteske über den Tod des Peregrinos abgedruckt, also etwas nicht mehr der großen Tradition Angehörendes, ein Kulturdokument, geschrieben von dem Verfasser der Hetärengespräche, der auch ein sehr merkwürdiger Chronist von der Tanzkunst seiner Zeit war. Lukian, der Syrer, der dann griechischer Schriftsteller geworden war, führte die Feder polemisch. Diese Zeitsatire ist

lehrreich; Urtext und Verdeutschung stehen wieder neben einander. Ebenso wie in der Ausgabe der Hetärenbriefe des Alkiphron. Die Hetären sind Frauen, die im Stolz auf ihren Beruf ihre sogenannten anständigen Schwestern tüchtig durchhecheln. Der Ton der Unterhaltung wird vom griechischen Chronisten absichtlich übertrieben. Aber alles das charakterisiert sehr hübsch den Geist der Antike, der sich nicht nur in den Hochstürmen der Idealität bewegte. Der *Volksverband der Bücherfreunde* in Berlin wurde vor einigen Jahren gegründet, und heute wuchs dieser Verband, der als Wegweiserverlag firmiert, zu unverhoffter Stärke. Mehrere hunderttausend Liebhaber des schönen und unterhaltenden Buches ließen sich einschreiben. Wirklich, die Vorteile, die solch ein Verband bietet, sind beträchtlich. Klassiker werden in guten Ausgaben dargeboten, und sie sind fast um die Hälfte billiger als der sonstige Verlag seine Preise macht. Das Prinzip der Volksbühne, das erst die Interessengemeinschaft herstellt, ehe es das Kunstwerk herausbringt, wurde für die Herstellung des Buches angewendet, vertrauensvolle Menschen wurden gewonnen, sie schrieben sich ein mit ihren Beiträgen und brachten die Mittel auf, damit das Unternehmen bestehe und nicht in Schwierigkeiten gerate. Es geschah, daß große Verlagsanstalten, die aber einem gewissen Konservatismus und Schlenkdrian verfallen waren, durch diesen Volksverband der Bücherfreunde schwer wirtschaftlich geschädigt wurden. Und darüber seufzten diese benachteiligten Kreise so stark, daß sie sogar mit moralischen Verdächtigungen aufwarteten. Man kann diese Vorwürfe nicht gut heißen. Es wurde eben ein altes Gesetz wiedergefunden und erkannt und richtig angewendet, nach dem der Konsument von Kulturdingen nur dann Opfer bringen kann und will, wenn ihm dieses Opfer ohne Benachteiligung seiner wirtschaftlichen Existenz gestattet wird. Die Massenproduktion scheint auf den ersten Blick ihre böse und gefährliche Seite zu haben. Aber es ist besser, daß Hunderttausende bescheiden beglückt werden, als daß nur einigen Hunderten übermäßige Kulturgenüsse zuströmen. Als Reaktion gegen das übertheuerte oder auch betrügerisch berechnete Buch, dessen äußeres Gewand selten in Harmonie mit dem Inhalt stand, ist das Volksbuch des Wegweiserverlags anzusehen. Schon brauchen die mutigen Leute sich nicht mehr darauf zu be-

schränken nur auf eine sehr gangbare Wohlfeilheit zu sehen. Schon sind die Mitglieder und Freunde des Verlags bereit an dem künstlerischen Fortschritt des Verlags mitzuarbeiten und größere Spenden darzubringen. Daß es möglich war das Nibelungenlied so kostbar auszustatten und zu veröffentlichen wie der Wegweiserverlag es vermochte, ist beinahe ein märchenhafter Erfolg. Es wurde die noch immer nicht übertroffene Simrocksche Übersetzung des Nibelungenlieds gedruckt, und zu dem prächtigen Druck wurden die Miniaturen der Handschrift I hinzugefügt. Diese farbigen Bilder geben ein entzückendes Zeitbildnis. Sie ersparen dem Leser, der nicht in die Gelehrsamkeit abschweifen kann, das schwierige Quellenstudium, und nur im Genuß erschließt sich manchem diese mittelhochdeutsche Welt, die er bisher nur unvollkommen begriff. Die ausgewählten Schriften Lichtenbergs, Hölderlins Gedichte, Idyllen Jean Pauls, Eckermanns Gespräche und schließlich die Vagabunden von Karl von Holtei erscheinen im gleichen Verlag, ausgestattet nach dem gleichen Grundsatz. Die philologische Gelehrsamkeit, die die Herausgeber und Interpreten aufbrachten, ist nicht zu verachten. Die Klassikerausgaben, die wir bisher empfangen, litten immer unter einer gewissen Nüchternheit, der philologische Fachmann hütete sich nicht das Detail, das ihn und vielleicht noch einen kleinen Kreis interessierte, weitschweifig, wenn nicht gar großmäulig zu placieren. Die jüngere und empfindsamere Generation der Herausgeber wurde bei diesen Klassikerausgaben, die doch die große Masse des Volks angingen, immer noch etwas benachteiligt. Es scheint, daß der Wegweiserverlag mit seiner Enthaltsamkeit vor der Jugend auch etwas aufräumen will. Das sind alles Tugenden, die durchaus zugunsten des Unternehmens sprechen. Eine besonders wichtige Sammlung ist das vom Verlag Paul List in Leipzig herausgegebene *Epikon*. Ihr Programm ist es »die repräsentativen Meisterromane der Weltliteratur in vorbildlichen Ausgaben zu einer neuen Einheit« zu vereinigen. Und in der Tat: Eine Bücherreihe, die Stendhals Rot und Schwarz, Goethes Wahlverwandtschaften, Dostojewskijs (vielleicht vielgelesenen, aber nie genug zu lesenden) Idioten, Jacobsens Niels Lyhne, Fieldings Tom Jones, neben vielen anderen, umfaßt und Cervantes, Grimmelshausen, Flaubert, Balzac und De Coster vorbereitet, kann mit Recht von sich behaupten, daß sie »das große

Epos vom menschlichen Zusammenleben« erklingen läßt. Sie sei hier zunächst nur kurz angezeigt, aber ganz besonders empfohlen. Dies um so mehr, als sie sich durch gutes Papier, schönen Antiquadruck und einfach beruhigenden Einband auszeichnet. (Zu empfehlen wäre es vielleicht, daß in der Folge die Bände auf den Einbandrücken fortfielen, und daß vor allem die Farbe der Einbände nicht immer die gleiche bliebe; ein Bücherliebhaber liebt es die Bücher zu differenzieren.) Da die Sammlung rasch anwächst, wird man in dieser Rundschau noch öfter und auch in ausführlicherer Behandlung auf sie zurückkommen.

Die *Stundenbücher aus den Meistern des geistlichen Lebens* gibt die Frankesche Buchhandlung in Habelschwerdt heraus. Das Wertvollste der Weltliteratur wird da enthalten sein. Siegfried von der Trenck übersetzt Gedichte der Danteschen *Vita nuova*. Er ist kein ungeschickter Mann, wenn ihm auch die sublimen Inspiration mangelt. Man wird sich diese Sammlung merken müssen. Gott sei Dank, nun können auch Reclam und Hendel wieder ihre billigen Bücher drucken. Sie dienen der Weltliteratur in lobenswertem Wettstreit. Alphonse Daudet (Briefe aus meiner Mühle), Otto Ludwig (Zwischen Himmel und Erde), Eduard Mörike (Mozart auf der Reise nach Prag), Christian Dietrich Grabbe (Hannibal), Xavier de Maistre (Erzählungen) erschienen in der *Hendelschen Bibliothek der Gesamtliteratur*. Multatuli (Ideen und Skizzen) und die Erzählungen der Erzählungen, die unendliche Fülle der 1001 Nächte, sind in *Reclams Universalbibliothek* neu aufgelegt.

Neuausgaben Während das Handwerkliche des Romanschriftstellers immer mehr an Wert verliert, damit die Inspirationschreiber in den Vordergrund kommen, erinnert man sich noch in besseren Stunden an *Gustave Flaubert*. Er ist noch bis zum heutigen Tag der Repräsentant des eisernen Schriftstellerfleißes. Man weiß, daß er an einem Satz Tage und Tage formen konnte, daß er es mit Emsigkeit vermied die Monotonie der Worte in seinen Stil einfließen zu lassen. Er reinigte die Sprache, der er diente, nicht nur; er sang sie auch, wenn er schrieb. Das heißt, er trachtete nach höchstem Wohlklang. Diese Besessenheit, die auf die ästhetische Wirkung hinzielte, hinderte ihn aber nicht sich sehr gründlich mit den Fragen seiner

Zeit auseinanderzusetzen. Das Schlagwort von der Education sentimentale, von der Erziehung des Menschen durch die Empfindung, ist noch heute der Leitsatz der psychologischen Schriftsteller geblieben. Sie hineingraben in das Gemüt der isolierten Persönlichkeit, die Seele mikroskopieren und aus allen diesen scheinbar nur der Realität entnommen Einzelheiten das überreale Bild des literarischen Helden aufbauen: das war die Kunst Flauberts. Aber er verstand dieses Programm nicht wie die Naturalisten, die sich einbildeten, sie könnten das Leben erfassen, indem sie es physisch betrachteten. Die Wahrheit, die er klarstellte, war die Wahrheit des innern Gesichts, das ihn verfolgte. So sehr huldigte er dieser literarischen Isolierung, die sich vor dem Schreibtisch allein entfaltete, daß er nach einem scheinbar kleinen Liebeserlebnis auch seine Frauenpsychologie konstruierte. Flaubert ist in seinem Suchen nach der Einsamkeit kein Romantiker geworden sondern ein Freund der blühenden Wirklichkeit. Die Kliniker zerbrachen sich die Köpfe darüber, ob Frau Bovary auch richtig starb. Sie mußten zugeben, daß der Schriftsteller ein sehr scharfer Beobachter gewesen ist. Prüft man nun, wie Flaubert sich seine medizinischen Fachkenntnisse angeeignet hat, so erfährt man, daß sein Vater als Arzt in Rouen lebte, und daß der Sohn sich in die Krankenzimmer und Seziersäle in einem Alter einschlich, in dem andere Kinder noch mit Zinnsoldaten spielen. Um die Geschichte eines Heiligen zu schreiben, hat Flaubert alle Akten der Heiligen bis zum letzten Blatt durchstudiert. Um die Geschichte vom Untergang Karthagos zu schreiben, jenes Meisterwerks der Salammbö, hat er Antiquitäten durchgearbeitet, an denen sich nur ein ausgelaugter Archäologe ergötzen könnte. Er studierte aber mit den Augen, er gestaltete sich alles tote Material zu neuem Leben, und er war in seiner Schöpferkraft eben das unübertreffliche Genie. Er selbst war kein Artist in dem Sinn, daß er nur den Stil protegerte und das Detail der Wirklichkeit darüber vernachlässigte. In ihm waren Wort und Wirklichkeit eins geworden. Wenn die Artisten sich auf ihn berufen, so irren sie sich. Der Verlag J. C. C. Bruns in Minden hat sich seit Jahren bemüht den Deutschen eine Flaubertausgabe zu vermitteln, die nicht nur das oberflächliche Unterhaltungsbedürfnis befriedigte. Hans W. Fischer, der Flaubert in diesem Verlag ver-

deutsche, ist ein richtiger Alexandriner, der nach den ihm zugänglichen Quellen alles sammelte, was die Entstehungsgeschichte jedes einzelnen Werkes erleuchtete. So war eine deutsche Flaubertausgabe von Wert geschaffen worden, die auch heute noch zur Anschaffung zu empfehlen ist. Aber der Verlag Bruns in Minden hat sich mit dieser Aufgabe nicht begnügt. Er läßt ihr jetzt eine neue, eine Säkularausgabe folgen, die, in neuen Übersetzungen, das Werk Flauberts noch vollständiger umfassen soll. So ist jetzt auch der Jugendroman November einbezogen und auch die Dramen, die in der frühern Ausgabe fehlten, kommen in diese. Von den 10 Bänden sind 5 bereits erschienen. Man sieht den anderen 5 mit Freude entgegen. Die neue Ausgabe weist auf sehr schönem Papier einen guten klaren Druck auf. Sie ist von Marcus Behmer ausgestattet.

Diese Säkularausgabe ähnelt in ihrem Aussehen der gleichfalls von Behmer hergerichteten 5bändigen deutschen Ausgabe der Werke *Edgar Poes*, die der Verlag Bruns vor dem Krieg herausgebracht hatte: eine seiner verdienstvollen Taten, auf die hinzuweisen jetzt wohl wieder die Zeit ist.

Eine wichtige Ausgabe, weil sie einen in Deutschland nur wenig bekannten Großen der russischen Literatur bei uns einführt, ist die der Gesammelten Werke *Nikolaj Lesskows* (München, C. H. Beck). Lesskow, der von 1831 bis 1895 lebte, ist bis jetzt von seinen Zeitgenossen Dostojewskij und Tolstoj vielleicht allzusehr beschattet worden. Und doch verdient er es neben ihnen bekannt zu werden. Er ist ein wirklich russischer Dichter, er hat die Elemente des russischen Volkstums freilich in anderer Art zum Ausdruck gebracht als namentlich Dostojewskij. Es ist bei ihm mit einem »Gefühl für das Maß« verbunden, das Michailowskij vom »wahren Künstler« verlangt, und dessen Mangel dieser für seine Zeit maßgebende russische philosophische Soziologe geradezu an Lesskow mißt. Masaryk nennt in seinen Studien über die geistigen Strömungen in Rußland Lesskow unter der »Reihe talentierter Schriftsteller«, die sich mit dem »Problem des Nihilismus« beschäftigt haben. Für Tolstoj war Lesskow der »erste Idealist des christlichen Typus« und vor allem ein »wahrheitsgetreuer Schriftsteller«. Aber mit einer einzigen Formel läßt sich eine Erscheinung, die so tief in ihrem Volkstum wurzelt, überhaupt nicht charakterisieren.

Es ist mit Dank anzuerkennen, daß jetzt durch eine deutsche Wiedergabe der Werke Lesskows eine eigene Stellungnahme zu ihm in Deutschland ermöglicht wird. Bisher sind 4 Bände erschienen. Sie enthalten Geschichten aus der Großstadt, Geschichten vom Lande, Legenden und Geschichten aus alter Zeit. 4 weitere Bände sollen folgen. Wenn die Ausgabe abgeschlossen ist, wird man die Gesamterscheinung des Dichters hier zu würdigen haben.

Die Hauptwerke *Arno Nadels*, die bisher in verschiedenen Verlagen verstreut waren und nie so recht die ihnen gebührende Stellung in der Literatur unserer Zeit einnahmen, werden jetzt in schönen Neuausgaben von dem neugegründeten Verlag Felix Stössinger in Berlin herausgebracht. Die literarische Leistung dieses Schaffenden wird hier nicht nur in der Dichtkunst sondern auch in der Religionswissenschaft gewürdigt werden müssen. Das kann nicht in wenigen Zeilen geschehen, erfordert eine gründlichere Beschäftigung. Einstweilen seien die Leser nur zu eigener Urteilsbildung auf diese Neuausgaben hingewiesen.

Im Schauspielverlag in Leipzig erschien eine Übersetzung von 5 Zwischenspielen des *Cervantes*. Die Verdeutschungen hat einstmals Joseph von Eichendorff besorgt. Dem Lyriker, der sonst zur Sanftheit und zur Romantik neigte, erschien damals das Volkstümliche dieser spanischen Entremeses, die das hochtrabende pathetische Schauspiel Hispaniens zu unterbrechen pflegten, bemerkenswert. In diesen Zwischenspielen tobte sich die Gemeinheit und die Alltäglichkeit aus. Aber es kam auch mancher Charakterzug an den Tag, den man der naturalistischen Dramatik zuschreiben muß. Es führt die direkte Linie von den Zwischenspielen der mittelalterlichen Passionsstücke zum modernen bürgerlichen Theater. Diese Übersetzungen wurden mit viel Fleiß und Sprachgefühl hergerichtet.

Der Verlag Walter Hädecke in Stuttgart, der schon eine geschickte Ausgabe Lichtenbergs veranstaltete, gibt sich mit Inbrunst allem Romantischen hin. Das *Clemens Brentano*-Buch ist diesem Dienst geweiht. Der Märchendichter und der reine Lyriker sprechen. Kurz und bündig wird gesagt, wie der Dichter in seiner Zeit steht, und wie er zu unserer Zeit stehen sollte. Das äußere Gewand dieser Bücher ist nicht nur geschmackvoll, es ist auch anmutig. Das goldene Blumengeranke auf dem schwarzen

Buchrücken erfreut das Auge, der Titel steht in einem hellroten, golden umrahmten Feld, und alles ist darauf abgesehen den Sinnen Freude zu bereiten, damit die Übersinne, die weiter gehen wollen, der Erquickung nicht entraten. Nach dem gleichen System wurde das *Theodor Storm*-Buch des Verlags Häddecke gestaltet.

Während des Krieges von 1870-1871 hat *Richard Leander*, in seinem bürgerlichen Leben Richard von Volkmann genannt, ein berühmter Militärarzt, die Inspiration gesammelt, um hernach seine Träumereien an französischen Kaminen zu schreiben. Das Buch, voll mancher Zartheit, voll mancher Lyrik und Gespensterei, ist heute noch so beliebt, daß es vom Verlag Hesse & Becker in Leipzig in seine Volkstümliche Bibliothek aufgenommen wird. Um Ostern 1871 erschien das Werklein. »Gott segne unser herrliches Vaterland« war der Spruch, mit dem der Verfasser, ein Mann, der das chirurgische Messer hielt und doch den Märchen nachsann, das Buch hinaus sandte.

Im gleichen Verlag erschien ein Neudruck des Ben Hur von *Lewis Wallace*. Auch dieses Buch ist weltberühmt, von der Jugend der frühern Zeit noch unvergessen, wird daher der Jugend unserer Zeit vorgelegt.

Dreizehnbinden, *Friedrich Wilhelm Webers* Versepos, ein Spätling der katholischen und literarischen Romantik Deutschlands, wurde beinahe ein Kampfbuch, weil die dogmatischen Katholiken es als ein gewaltiges Kunstwerk rühmten, weil skeptische Beurteiler meinten, hier werde der Geschmack des deutschen Volkes nur durch eine süßliche Romantisierung des Altertümlichen oder auch Veralteten verweichlicht. Nun, die Hunderttausende, von denen das Buch begehrt wurde, beweisen wenigstens, daß Friedrich Wilhelm Weber ungeheuren Erfolg einheimen konnte. So konnte es die Deutsche Bibliothek in Berlin wagen auch diesen Neudruck herauszubringen.

Kurze Chronik Ein *Petrarcamuseum* wird in der französischen Stadt Vacluse, in der Petrarca eine wichtige Zeit seines Lebens verbracht hat, eingerichtet. ◊ An Victor von Scheffels 100. Geburtstag, am 16. Februar 1926, soll in dem ehemaligen Schloß in Karlsruhe ein *Scheffelmuseum* errichtet werden. ◊ In Svensky in Schweden wurde beim Abreißen eines alten Hauses eine Papierrolle gefunden, die als Manuskript zu *Tegnér's Svoa* er-

kannt wurde und eine unbekanntere Version des Werkes darstellt. Auch ein Brief Tegnér's ohne Jahreszahl fand sich in der Rolle. Der Fund wurde dem schwedischen Reichsarchiv überwiesen. ◊ In Leipzig ist *Hermann Korff* Nachfolger Albert Kösters auf dem Lehrstuhl für neuere deutsche Sprache und Literatur und Direktor des Germanistischen Seminars geworden.

Literatur

Die Briefe *Leo Tolstoj's* an seine Frau erschienen deutsch bei Paul Zsolnay in Wien. Dieses Briefwerk, schon mehrfach, zum Beispiel in der hier schon gerühmten Tolstojausgabe des Verlags Bruno Cassirer in Berlin veröffentlicht, sind immer noch der großen Teilnahme sicher. Denn sie geben in kleinsten Punktierungen die große Tragödie, die zwischen diesen Eheleuten sich austobte, nachdem die Idylle des Sinnengusses, die auch zum geistigen Scheinbündnis führte, sich erschöpft hatte. ◊ Die mutige Vorkämpferin für geistige Freiheit *Anna Siemsen*, Professor an der Universität Jena, ein Kamerad aller Ausdauernden, die immer noch glaubt, daß bei den Regierenden ein wenig Verstand zu entdecken sei, erholt sich bei Hohem und schenkt zum Kostbaren. In ihrem Buch *Literarische Streifzüge* durch die Entwicklung der europäischen Gesellschaft zeigt sie sich als eine Literaturforscherin von Geist. Ihr Spezialgebiet ist die vergleichende Literatur; von Walther von der Vogelweide über Voltaire und Laurence Sterne greift sie aus bis zu Korolenko, Charles Louis Philippe und Jack London. Volkstümlich setzt sie sich mit all dem Gelesenen auseinander. Volkstümlich wirkt ihre Schreibart. Ihr Buch erschien in der Thüringer Verlagsanstalt in Jena. Es ist allen, namentlich aber Sozialisten von Gesinnung zu empfehlen. ◊ Eine *Weltliteratur der Gegenwart* erscheint bei Franz Schneider in Berlin. Die Bearbeiter sind literarische Persönlichkeiten, die als Weckrufer für Kunsttheorien hervorgetreten sind. Und so geschieht es nicht selten, daß sich ihnen der Blick trübt; sie wollen vor dem Dichter recht behalten. Geschieht es aber, daß dieser und jener in seinem ästhetischen Instinkt mit einem ihm behagenden Künstler zusammentrifft, dann entsteht ein Essay von hohem Wert. Die besten Stücke des Werkes sind darum das Kapitel Johannes Nohls über Stefan George und seinen Kreis und das, was Paul Fechter über Dichtung und Journalismus zu sagen hat.

Rühnenkunst / Gerhart Scherler

Grabbe

Von Christian Dietrich
Grabbe sah man in Berlin
2 Stücke: Don Juan und

Faust im Theater in der Königgrätzer Straße, unter der Regie Victor Barnowskys, und Hannibal, den Leopold Jessner im Staatlichen Schauspielhaus in Szene gesetzt hatte.

Über *Don Juan und Faust* schrieb Rudolf Gottschall in der Einleitung zu der von ihm herausgegebenen ersten Gesamtausgabe von Grabbes Werken: »Eine Direktion, welche dem Publikum der Gegenwart ein Bild von dem genialen, aber der Bühne bisher gänzlich fremden Dramatiker geben wollte, müßte auf dieses Stück zurückgehen, und mit glänzender szenischer Ausstattung . . . wäre der Versuch gewiß zu wagen.« Der Versuch in der Königgrätzer Straße dieses Stück für die Bühne zu gewinnen kann als gelungen angesehen werden, wengleich der Don Juan nicht gerade das geeignetste Objekt für eine Einführung des »gänzlich fremden Dramatikers« genannt werden kann. Die Aufführung war immerhin eine Bestätigung des Dichters. Der Vorzug, den man dem Stück vor anderen Arbeiten Grabbes geben muß, liegt in der szenischen Komposition, die fester ist als sonst. Es gibt so etwas wie einen (wenn auch äußern) Aufbau in dem Stück, der bis zum Schluß durchgeführt ist. Die Szenen stehen nicht neben einander sondern fügen sich sinnvoll und zielbewußt zu einem Ganzen. Innerhalb der Szenen knattert es zuweilen wohl bombastisch und in mächtigen Tiraden. Aber immer wieder überraschen uns dann, wie Moritz Heimann vor 15 Jahren in seinem Aufsatz über Grabbe in den Sozialistischen Monatsheften schrieb, die »lucida intervalla des Gedankens und des dramatischen Blitzes, in denen der Genius strahlt«, und die uns mit einemmal gewaltig nah berühren und erschüttern. Es sind dies die festen Kerne, um die sich ein loses Geranke legt. Wenn Grabbe in eine günstige dichterische Situation gerät, wenn ihm ein guter Gedanke kommt, dann läßt er sich zu sehr hinreißen, er kann sich gar nicht davon trennen und bedauert es wie Don Juan, wenn man ihn dabei stört: »Verflucht, ich war im besten Zuge. Meinem Mund entströmten Bilder dutzendweise.« Nicht die Formulierung der Idee in seinen Werken ist es, die uns bei Grabbe interessiert und packt, sondern die Idee selber, die wir in den gewaltigen Ansätzen einer

künstlerischen Ausführung bei ihm ahnen. Grabbe war sich dessen bewußt, war nie zufrieden mit dem, was er schrieb, und arbeitete unaufhörlich an seinen Dramen. Was er einmal in einem Brief aussprach, als er zu Tod erkrankt mit seinem letzten Stück Die Hermannsschlacht beschäftigt war, könnte für alle seine Werke gelten: »Wer kann das Ungeheure, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben? Wäre ich tot!« Die Aufgaben, die er sich stellte, waren wirklich »ungeheuer«, so daß man das, was nicht so vollendet in der Ausführung glückte, darüber vergessen kann. Mit seiner ganzen Laufbahn kam er nur bis zum Anfang. »Aber das wäre weit genug«, wie Moritz Heimann mit Recht schrieb. Man muß Barnowsky dankbar dafür sein, daß er die Einführung des Don Juan und Faust ermöglichte. An einer »glänzenden szenischen Ausstattung« (es gab wundervolle Bühnenbilder von César Klein) hat es nicht gefehlt, und es wurde eine ungeheure Bühnenmaschinerie in Betrieb gesetzt. Die Wirkungen, die von diesem riesigen bewegten Bühnenapparat ausgingen, blieben aber leider indirekt. Die Maschinerie wuchs nicht organisch in das Spiel sondern wirkte betäubend, um die Verlegenheit des Regisseurs zu verbergen. Barnowsky ist kein kraftvoller Regisseur. Als Ideal schwebt ihm Reinhardt vor. Aber er hat nicht die Geschicklichkeit und die Einfühlungsgabe dieses großen Theaterzaubers. Der Bühnenleiter Barnowsky ist uns lieber als der Regisseur. Die Aufführung wurde von dem Schauspieler Rudolf Forster getragen. Forster ist der modernste Typus eines Schauspielers. sachlich, mit scharfem Intellekt und von einer heroischen Kälte. Er war als Don Juan hinreißend, bis zum Schluß, wo er in die Hölle stürzt; man glaubt ihm bis zum letzten Wort. Friedrich Kayßler, den wir ungern so lange auf den Berliner Bühnen vermißten, fiel die undankbare Aufgabe zu als Faust schöne Reden zu halten. Kayßler ist ein zu guter Sprecher und zu großer Künstler, um nicht mit feinem Takt und mit gewinnender Wärme auch über peinliche Stellen hinwegzukommen. Fritz Kortner als Schwarzer Ritter setzte sein ganzes großes oratorisches Können für diese Rolle ein, die ihm offenbar nicht lag. Karl Ettlinger verstand es als Leporello auf eine originelle Art sein Feld gegen die anderen zu behaupten. Von Fritta Brod als Donna Anna bekam man keinen rechten Eindruck.

Der *Hannibal* ist die große Vision einer einzigartigen Menschlichkeit, eines Heldenschicksals, zugleich aber auch des Grauens, der Tierwut, die den Menschen überkommt, wenn er sich und seinesgleichen dem Moloch des Krieges und des Götzenkults opfert. Das Verdienst den großen Charakter der Grabbeschen Dichtung bruchlos und zwingend übermitteln zu haben gebührt ganz der Darstellungskunst des Schauspielers Werner Krauß, nächst ihm seinem Gegenspieler Albert Florath. Krauß hat alle Fülle des Ausdrucks, aus der allein die große Gestalt wiedergeboren werden kann, das visionäre Ergriffensein, das jedes Wort, jede leise Gebärde der Hand von innerer Bewegung abtropfen läßt, Wunderbar die seelische Klarheit, auf die Krauß diesen Hannibal zurückzuführen vermocht hat. Das Heldengemüt, das sich ausweiten, ausschweifen, ausglühen muß und immer von der lähmenden Schwere hoffnungslosen Erkennens gebunden bleibt. Die Regie hat gegenüber der innern Aktualität der Linienführung des Hannibal versagt. Sie wollte Fülle geben, gab aber arge Belastungen. Die Gewichtsverteilung, die Akzentgebung schaltete die Eigenspannung des Stückes aus, setzte seinen sprachlichen Aufbau matt.

Volksschauspiel

Gleichzeitig mit den Kammerspielen in Hamburg brachte die Schauburg in Hannover Klabunds *Teufelspakt*, die Neudichtung des Volksschauspiels vom lasterhaften Leben des Erzzaubers Christoph Wagner, zur Uraufführung. Das Stück fand in Hannover die gleiche warme Zustimmung des Publikums wie in Hamburg bei Erich Ziegel. Als der eiserne Vorhang schon niedergelassen war, wurde Klabund noch ein dutzendmal hervorgerufen. Klabund will seine dramatischen Spiele *Teufelspakt* und *Kreidekreis* nicht unter die zeitproblematischen Dramen großen Stils gestellt und mit ihnen verglichen wissen. Er will aber mit diesen Spielen Anteil nehmen an der Neubelebung der deutschen Bühne, er will ihre Resonanzmöglichkeiten erweitern, er will sie von einer gesellschaftlichen Veranstaltung wieder zu einem volkstümlichen Organ umbilden. Er will das große Publikum wieder für die Gegenwartsbühne empfänglich machen und für spezifisch gegenwartsgemäße Aufgaben interessieren. Die überraschend nachhaltige Wirkung, die vom *Kreidekreis* ausgegangen ist, und die jetzt auch dem *Teufelspakt* ver-

sprochen werden darf, ist ein Beweis für die innere Berechtigung dieses Versuchs ein bisher gleichgültiges Publikum, auf solchen Mittelwegen dem Theater zurückzugewinnen.

Im *Teufelspakt* sind Rudimente volkstümlicher Theatertraditionen zu einem Gebilde von neuer innerer Aktualität umgeschmolzen. Wir finden alle Momente des naiven Theaterstandpunkts wieder, die dem Volksschauspiel eigen sind: die lockere Verknüpfung einer bunt bewegten Szenenfolge und die unbekümmerte Vermischung des Komischen mit dem Tragischen. Aber diese Momente bleiben nicht äußere Aufmachung, sind nicht Revue, sondern sind in eine Entwicklung im dramatischen Sinn einbezogen, in einen geistigen Geschehenszusammenhang, der der unmittelbaren Auffassungsweise auch des modernen Menschen zu entsprechen, ihn zu innerer Anteilnahme zu zwingen weiß. Diese eigentlich dichterische Bestimmung findet ihren stärksten Ausdruck in einer abschließenden Friedhofsszene, in der die Kontinuität der dramatischen Gliederung mit aller Fülle gesteigerter Empfindung vereint worden ist. Aus dieser Szene schlägt der lebendige Atem echten Dichtertums. Die Inszenierung, die Rolf Roenneke dem Stück in Hannover gab, litt unter dem unmöglichen Arrangement einer speziellen selbständigen Regie für Gruppenbewegungen; man kann die Auffassung eines Theaters als eines Instituts für rhythmische Gymnastik nicht gelten lassen. Der Aufführung fehlte im übrigen die puppenspielmäßige Lockerheit, die improvisierende Leichtigkeit, die aus dem Charakter und den Intentionen eines Volksschauspiels folgen.

Fall Schillings Die innere Unmöglichkeit einer Organisation, die Bühnenkunstleiter von Verwaltungsbeamten hemmen und mattssetzen läßt, zeigt der Fall Schillings an der Berliner Staatsoper. Das preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat es fertig gebracht Max von Schillings als Intendanten fristlos zu entlassen, weil er als "Angestellter" nicht das Privilegium der Unabsetzbarkeit genießt, das einem rivalisierenden Geheimrat als "Beamten" zukam. Die Art, wie eine künstlerische Persönlichkeit vom Rang Schillings' behandelt wurde, hat in der Öffentlichkeit Empörung hervorgerufen. Mit Recht. Aber gerade das Empörendste hat die Presse merkwürdig lau behandelt: nämlich die Tat-

sache, daß Schillings der mehrjährige Vertrag mit Barbara Kemp zum Vorwurf gemacht wurde. Barbara Kemp (die als Künstlerin auf der deutschen Opernbühne zurzeit kaum ihresgleichen hat, und die zu den ganz wenigen gehört, die das Organ für das Neue, also das wirklich Schöpferische haben; man denke nur an ihre Neugestaltung der Carmen (siehe diese Rundschau, 1922 II Seite 753 und folgende), die freilich in unserer Öffentlichkeit völliger Verständnislosigkeit begegnete) dem ersten und im Prinzip führenden Operninstitut Deutschlands für eine Reihe von Jahren gesichert zu haben ist ein Verdienst, für das man Schillings besonders Dank sagen sollte. Es ist beschämend, daß man ein persönliches Moment (daß Kemp die Gattin Schillings' ist) überhaupt anzuführen wagte, wo es sich doch um eine so evident sachliche Forderung der künstlerischen Leistung der Staatsoper handelte. Dieser Fall sollte Veranlassung geben eine Reform der inneren Verwaltung an der preußischen Oper vorzunehmen.

Der Fall Schillings sollte die Öffentlichkeit aber auch daran erinnern, daß es schon vor 2 Jahren einen ganz analogen Fall an der Berliner Staatsoper gegeben hat, nämlich den Fall Stiedry. Und das Unrecht, das damals nicht nur der Person Stiedrys sondern auch der deutschen Opernkunst geschah, ist noch bis heute nicht wiedergutmacht. Noch heute hat Stiedry, der zurzeit vielleicht universellste deutsche Dirigent, an der deutschen Oper keinen Ort des Wirkens.

Kurze Chronik Aus Solidarität mit Schillings ist der Intendant des Staatlichen Schauspielhauses in Berlin *Leopold Jessner* um seine Entlassung eingekommen. Das Ministerium hat aber seine Demission nicht angenommen. ◊ Wie an der Berliner, ist auch an der *Wiener Staatsoper* eine Direktionskrise entstanden. Die Ursache liegt in dem Fehlbetrag, der sich täglich um rund 10 000 Schilling vermehrt. Der Direktor Franz Schalk erklärt, daß bisher noch jeder Direktor durch das Defizit zu Fall gebracht wäre; selbst bei Mahler habe es 5 Millionen Goldkronen betragen. ◊ Das Deutsche Theater in Berlin hat zugunsten seiner Wohlfahrtskassen einen *Matineezyklus junger Dichter* eröffnet; er begann mit einer, von Paul Bildt und Berthold Heldt geleiteten Morgenfeier für Klabund. Auch das von Hermine Körner geleitete Alberttheater in Dresden veranstaltet einen Matinee-

zyklus; in seinem Verlauf soll Carl Werckhagens Schauspiel *Verrat* zur Uraufführung gelangen. ◊ Die Münchener Staatsoper hat *Glucks* Ballett *Don Juan* auf die Bühne gebracht. Es war von Heinrich Krölller, der auch den *Sganarelle* gab, neu bearbeitet worden. Der Erfolg des jetzt 164 Jahre alten Werkes war ungewöhnlich stark.

Literatur Einen Einblick in den Betrieb des Theaters derart zu geben, daß jedermann dann meint ebenso gut wie die Fachleute mitreden zu können, wäre ein verfehltes Unternehmen. In dem Buch *Siegfried Nestriepkes* Der moderne Theaterbetrieb /Berlin, Volksbühnenverlag/ soll Achtung vor dem Kunstwerk und dem Künstler geweckt werden. Insofern ist es zu begrüßen, wenn auf die Schwierigkeiten, die es am Theater reichlich gibt, und die man heute häufig genug vergißt, hingewiesen wird, und alle Typen und die Organisation des Theaters dabei eingehend erörtert werden. ◊ Das Buch *Erich Nippolds* Das deutsche Theater von seinen Anfängen bis zur Gegenwart /Gotha, Friedrich Andreas Perthes/ gibt einen guten Überblick über den Werdegang des deutschen Theaters. Da es für Nichtfachleute bestimmt ist, wird man es verzeihen, wenn der lange Weg vom mittelalterlichen Theater bis zum Theater der Gegenwart nur eben angedeutet worden ist. ◊ In 2 fesselnden Schriftchen in Miniaturformat (*Die Wiener Oper* und *Anna Bahr-Mildenburg* /Wien, Wiener Literarische Anstalt/) läßt *Paul Stefan* vor uns ein Stück des alten Wiens erstehen: Erinnerungen aus einer Zeit, die uns schon fast sagenhaft anmutet, obwohl manche dort genannten Persönlichkeiten noch als Lebende unter uns wandeln. Die Ära Gustav Mahler-Anna Mildenburg, die dem Verfasser besonders am Herzen liegt, erscheint als die Glanzperiode der an Irrtümern, Krisen, offenen und latenten Feindseligkeiten überreichen Wiener Oper, deren Entwicklung mit knappen, aber prägnanten Strichen dargestellt wird. Aber nicht um dieser Chronik willen sondern wegen der temperamentvollen Anteilnahme des Verfassers an dem Schicksal des Theaters, seiner feinen Glossen und Marginalien, die aus einer großen Kennerschaft fließen, gewinnt man diese Bändchen lieb. ◊ Zu einer guten Orientierung über Inhalt, Entstehung und Bedeutung der Werke eines Dichters ist *Schneiders Bühnenführer* /Berlin, Franz Schneider/ zu empfehlen.

KULTUR

Landwirtschaft / Fritz Baade

Getreidemarkt In den letzten Monaten trat auf sämtlichen Getreidemarkten der Welt ein Preissturz ein, von dem auch die deutsche Landwirtschaft auf das empfindlichste betroffen wurde. Auf dem Berliner Markt nahmen die Roggen- und Weizenpreise folgende Entwicklung:

Zeitpunkt	Preis pro Tonne (in Mark)	
	Roggen	Weizen
1. August	184 bis 189	245 bis 248
20. "	179 " 184	237 " 241
1. September	167 " 174	216 " 222
15. "	162 " 166	211 " 216
1. Oktober	145 " 148	200 " 204
10. "	150 " 153	211 " 213
20. "	147 " 151	212 " 215
30. "	144 " 147	214 " 217
10. November	133 " 136	219 " 222
30. "	154 " 158	245 " 248

Die Durchschnittspreise der letzten Jahre vor dem Krieg waren diese:

Jahr	Preis pro Tonne (in Mark)	
	Roggen	Weizen
1911	168,30	204
1912	185,80	217
1913	164,30	198,90

Aus dieser Aufstellung geht hervor, daß die abwärtsgerichtete Tendenz der Getreidepreise weder durch das Inkrafttreten der Zölle am 1. September noch durch die Inkraftsetzung der Einfuhrscheine am 1. Oktober sichtbar abgeschwächt wurde. Im einzelnen ist die Preisbewegung zwischen Roggen und Weizen stark differenziert. Während bei Weizen bereits im Lauf des Oktobers eine Preissteigerung eingetreten ist, und sich die gegenwärtigen Preise etwa um 20 % über dem Vorkriegsstand halten, liegen die Roggenpreise sogar noch unter dem absoluten Vorkriegsstand. Dabei ist noch die allgemeine Preissteigerung zu berücksichtigen, so daß selbst die Weizenpreise für einen Teil der Produktionsmittel und besonders für alle Bedarfsgüter des Landwirts eine erheblich geringere Kaufkraft haben als vor dem Krieg. Allerdings ist die Ernte von 1924 gerade auch in Deutschland besonders reichlich gewesen. Die mengenmäßige Steigerung ist jedoch kaum groß genug, um den Preisrückgang zu kompensieren. Zwar krankt unsere amtliche Anbau- und Erntestatistik an Fehlern, die sie zu Vergleichen über längere Zeit hinweg, ganz besonders zu

einem Vergleich zwischen den heutigen und den Vorkriegszahlen, völlig unbrauchbar machen. Für 2 unmittelbar aufeinanderfolgende Jahre, etwa für die Jahre 1924 und 1925, kann man dagegen wohl ohne allzu großen Irrtum annehmen, daß der statistische Fehler sich nicht wesentlich geändert hat, und daß diese Zahlen wenigstens relativ vergleichbar sind. Multipliziert man die für 1924 und 1925 im August vorausgeschätzten Erntemengen mit den jeweils in der letzten Oktoberwoche gültigen Preisen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß die gesamte Roggenernte im Oktober 1924 einen Wert von 1 237 200 000, im Oktober 1925 einen Wert von 1 116 000 000 Mark hatte. Die Weizen-ernte hatte im Oktober 1924 einen Wert von 570 300 000, im Oktober 1925 einen Wert von 656 500 000 Mark.

Eine derartige Preisvergleichen ist für die gesamte Lage der Landwirtschaft, wie das an dieser Stelle kaum besonders betont zu werden braucht, natürlich nur von sehr eingeschränkter Beweiskraft. Das Getreide ist nur ein Teil der verkaufsfähigen Produkte des Landwirts. Nach einer für das Jahr 1913 aufgestellten Bilanz entfielen bei einem Gesamtwert der landwirtschaftlichen Erzeugung von 13,28 Milliarden Mark nur 2,67 Milliarden auf Getreide. Die tierischen Erzeugnisse, die in der Verkaufsbilanz eine weit größere Rolle spielen, sind von der Preisentwicklung sehr viel günstiger beeinflußt worden. Der oben aufgestellte Vergleich der Erntewerte von 1924 und 1925 ist auch deswegen nicht voll beweiskräftig, weil längst nicht die gesamte Ernte zum Verkauf kommt, sondern ein sehr großer Teil innerhalb des landwirtschaftlichen Betriebs in tierische Produkte umgewandelt wird. Auch von dem verkaufsfähigen Teil wird nur ein gewisser Prozentsatz in den Monaten direkt nach der Ernte verkauft, so daß sich bei einer weitern Erholung der Preise das Gesamtergebnis günstiger gestalten würde. Angesichts der vielen Unsicherheitsfaktoren des Weltgetreidemarkts ist allerdings jede Voraussage der künftigen Entwicklung unmöglich. Diese ganze Preisentwicklung und ihre Einwirkung auf die Lage der deutschen Landwirtschaft zeigt, daß ein starrer Zoll noch keineswegs der Landwirtschaft die im Interesse der Produktion anzustrebende stabile Höhe der Preise verbürgt. Die Preise sind so tief gefallen, daß bei Roggen der neue Preis plus Zoll tiefer liegt als der Preis vor Einführung der Zölle. Daher kommt man jetzt wieder auf den Ge-

danken einer direkten staatlichen Beeinflussung des Getreidemarkts und der Getreidepreise zurück, wofür gerade in Deutschland durch die jahrelange erfolgreiche Wirksamkeit der Reichsgetreidestelle wichtige Vorarbeiten geleistet sind. Es läßt sich nicht verkennen, daß die gegenwärtige Situation für ein Aufleben der Kanitz-Jaurësschen Gedankengänge und damit für eine wirklich planvolle Lösung des Problems der Getreidepreisstabilisierung günstig ist.

Extensivierung Der scharfe Rückgang der
oder Intensivierung? Getreidepreise hat in Verbindung mit anderen für

die Lage der Landwirtschaft bedrohlichen Momenten zu einer lebhaften Diskussion darüber geführt, ob angesichts dieser Umstände die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Betriebsintensität noch gerechtfertigt ist oder nicht. Die Verminderung der Betriebsintensität, die Herstellung eines neuen Gleichgewichts zwischen Ausgaben und Einnahmen durch Verminderung der Ausgaben, ohne Rücksicht auf den unvermeidlichen Rückgang der Roherträge, hat jedesmal, sooft krisenhafte Momente die Lage der Landwirtschaft bedrohten, in dem Meinungsaustausch der Landwirtschaft eine große Rolle gespielt. Nur zu sehr ist freilich gerade diese Frage mit politischen Dingen verknüpft worden. Doch liegt die Sache heute ganz anders als in den letzten Jahren. Weder in der Periode der "Preisschere" in den ersten Monaten nach der Stabilisierung noch in dem sehr erregten Kampf um die Getreideumlage 1921 und 1922 hat die Extensivierung eine so ernsthafte, über den Charakter eines bloßen Agitations Schlagworts weit hinausgehende Bedeutung gehabt. Jetzt aber wird ganz offen der Rat zur Extensivierung als privatwirtschaftlich rettende Maßnahme gegeben, und in einem Artikel in der Deutschen Tageszeitung vom 3. November 1925 unternimmt es W. von Oertzen-Roggow die Notwendigkeit der Extensivierung und das privatwirtschaftlich Vorteilhafte dieses Schritts aus der tatsächlichen Lage der extensiven und der intensiven Betriebe zu beweisen. Angesichts seiner so weitverbreiteten, stimmungsmäßigen Auffassung ist es um so lebhafter zu begrüßen, daß führende landwirtschaftliche Betriebswissenschaftler und Praktiker dieser Extensivierungsbewegung mit dem ganzen Gewicht ihrer Autorität entgegneten. Unter den hierhergehörenden Ausführungen sind von ganz besonderem Interesse 2

Artikel der im Verlag der Deutschen Tageszeitung erscheinenden Illustrierten Landwirtschaftlichen Zeitung vom 2. und vom 30. Oktober 1925. Unter der Überschrift Wieder mal "extensiv" setzt sich der Leiter des Versuchsguts Oldenburg, L. W. Ries, mit der Frage auseinander. Er weist darauf hin, daß auch das Bestehen eines tatsächlichen Defizits beim Jahresabschluß noch durchaus keinen Beweis dafür liefert, daß die Betriebsaufwendungen allgemein zu hoch waren, und daß ein Gleichgewicht nur durch Verminderung der Ausgaben erzielt werden könne. Erst müsse untersucht werden, ob die Schuld nicht an Fehlern in der Betriebsführung, an unzuweckmäßiger Arbeitsorganisation, an schematischer Aufstellung des Düngerplans gelegen hat. Der entscheidende Teil seiner Ausführungen, den man nur in vollem Umfang unterschreiben kann, steckt jedoch in folgenden Sätzen: »Diese Form der Aufwands einschränkung, die gewöhnlich gemeint ist, wenn irgendwo von der Rückkehr zu extensivem Betrieb die Rede ist, also die verminderte Pflege und Bearbeitung und Düngung der Saaten, Verzicht auf Saatguterneuerung, Verminderung des Hackfruchtbaues und schlechtere Fütterung und Pflege der Nutztiere, ist durch die derzeitigen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht nur nicht geboten und volkswirtschaftlich sehr gefährlich sondern auch privatwirtschaftlich durchaus falsch und unwirtschaftlich. Und zwar in erster Linie aus dem Grunde, weil die Verringerung der Ausgaben nicht in dem Maße möglich wäre, in welchem die Einnahmen zurückgingen.« Ries belegt diesen allgemeinen Gedankengang dann noch mit einer Reihe von Beispielen aus der Praxis, aus denen hervorgeht, daß bei einer Verringerung der Aufwendungen in den meisten Fällen der Ertrag unverhältnismäßig viel stärker absinkt, und daß, weil gewisse Aufwendungen sich überhaupt nicht verringern lassen, bei einer solchen Extensivierung der Wirtschaft die Einheit des Produkts nur mit um so größeren Unkosten belastet wird. Der Vorstellung, daß die Extensivierung der Betriebe gerade dem kaufmännisch und technisch weniger befähigten Landwirt, der den Anforderungen der heutigen Betriebsführung an den Betriebsleiter nicht gewachsen ist, eine zwar bescheidene, aber sichere Existenz ermöglichen würde, tritt er mit großer Schärfe entgegen: »Es ist keine Rede davon, daß wir als extensive Wirte ein geruhsames, sorgenfreieres Leben hätten: Wir

würden noch weniger verdienen und stets an der Grenze von Mißernte und Bankrott herumpendeln!« Diese aus der Praxis eines hervorragenden Landwirts gewonnenen Ausführungen werden von Friedrich Aereboe in einem Artikel *Intensive oder extensive Wirtschaft?* mit allem Nachdruck unterstrichen. Aereboe weist im einzelnen noch darauf hin, daß in der Art und Weise, wie die Frage der Intensivierung in der Öffentlichkeit meist diskutiert wird, eine völlig unzulässige Verallgemeinerung, eine Vermengung von richtigen und falschen Einzelbeobachtungen, liegt. Eine *„Extensivierung“* in einem Teil des Betriebs kann geradezu den Zweck haben für die Intensivierung in einem andern Teil die Voraussetzung zu bieten. Diese allgemeine Feststellung der Betriebswissenschaftler, daß Verringerungen der Intensität auch bei der heutigen Preislage privatwirtschaftlich keinen Vorteil bieten können, weil die Erträge noch rascher fallen würden als die Ausgaben, gelten in ganz besonders erhöhtem Maß für den wichtigsten Teil des Betriebsaufwands, den Kunstdüngerverbrauch. Es darf bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß bereits im Februar 1924, als die Getreidepreise noch etwas niedriger lagen, der Bearbeiter dieser Rundschau in den Sozialistischen Monatsheften (in dem Aufsatz *Die gegenwärtige Lage der deutschen Landwirtschaft, 1924* Seite 81 und folgende) eine Berechnung angestellt hat, die sich auf die gleiche Frage des angesichts der Preislage zulässigen Intensitätsgrads in der Kunstdüngerverwendung bezieht. Es war auf Grund der Versuche Paul Wagners berechnet worden, daß auch bei den damaligen Preisen (einem Roggenpreis von 120 bis 130 Mark, einem Weizenpreis von 150 bis 160 Mark pro Tonne) der mit einer Voll-düngung erzeugte Mehrertrag den doppelten Wert hatte als die Kosten der Düngung. Diese Berechnung auf Grund agrökulturchemischer Versuche ist in der Zwischenzeit durch ausgedehnte Feldversuche bestätigt worden, die von den Agrökulturchemikern O. Nolte und R. Leonards im Auftrag der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in einer großen Anzahl über ganz Deutschland verstreuter Betriebe gemacht werden. Bei diesen Versuchen hatte sich ergeben, daß unter Zugrundelegung eines Roggenpreises von 20 Mark pro Doppelzentner und eines Stickstoffpreises von 24 Mark pro Doppelzentner sich eine Gabe von 1,6 Doppelzentner schwefelsaurem Ammo-

niak pro Hektar mit 170 $\%$, eine Gabe von 2,2 Doppelzentner mit 191 $\%$, eine Gabe von 2,8 Doppelzentner mit 171 $\%$ verzinste.

Die Grundlagen dieser Berechnung sind durch den Sturz der Getreidepreise zwar wesentlich verändert worden; diese Veränderung genügt jedoch keineswegs, um das Hauptergebnis, eine ganz beispiellose Rentabilität der Stickstoffverwendung, in Frage zu stellen. Zunächst ist der gegenwärtige Stickstoffpreis um fast 4 Mark niedriger als der angenommene Preis von 24 Mark. Legt man aber selbst einen solchen Preis zugrunde und setzt in die Rechnung niedrigere Roggenpreise ein, so ergibt sich folgende Rentabilität: bei einem Roggenpreis von 18 Mark für die kleine Gabe 143,0 $\%$, für die mittlere Gabe 162,5 $\%$, für die stärkste Gabe 144,29 $\%$, bei einem Roggenpreis von 16 Mark 116,67 $\%$, 133,33 $\%$ und 117,14 $\%$, bei einem Roggenpreis von 14 Mark 89,58 $\%$, 104,17 $\%$ und 90,0 $\%$, bei einem Roggenpreis von 12 Mark 62,5 $\%$, 75,0 $\%$ und 62,9 $\%$. Selbst bei einem heutigen Roggenpreis von etwa 13,50 Mark für den Doppelzentner würde sich daher die mittlere Gabe mit rund 100 $\%$ verzinsen, was genau jener im Februar 1924 auf Grund der Wagnerschen Zahlen vorgenommenen Berechnung entspräche.

Um die Bedeutung dieses Ergebnisses zu würdigen, muß man bedenken, daß diese mittlere Gabe eine Verwendung von 44 Kilogramm Reinstickstoff auf den Hektar bedeutet, während selbst im Düngjahr 1924-1925, das mit einer Steigerung des Stickstoffverbrauchs von 255 000 Tonnen auf 335 000 Tonnen einen neuen Rekord aufgestellt hat, der durchschnittliche Stickstoffverbrauch erst etwa 12 Kilogramm pro Hektar betragen hat. Für die Steigerung des Stickstoffverbrauchs bestehen also auch bei den ungünstigen gegenwärtigen Preisverhältnissen und selbst, wenn man den Roggenpreis als Repräsentanten für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse überhaupt nimmt, gewaltige unausgenutzte Möglichkeiten zur Intensitätssteigerung. Eine solche Steigerung des Kunstdüngerverbrauchs muß daher als das geeignetste Mittel bezeichnet werden der Preiskrise in der Landwirtschaft zu begegnen und den für den Fortbestand des Betriebs notwendigen Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben nicht in einer Verminderung der Ausgaben sondern in einer Steigerung der Einnahmen, bei gleichzeitiger Senkung der Produktionskosten für die Einheit, zu suchen.

Kreditnot Neben den ungünstigen Preisverhältnissen sind es vor allem die Kreditschwierigkeiten, unter denen die deutsche Landwirtschaft leidet. Die Form, in der diese Kreditschwierigkeiten gegenwärtig auftreten, unterscheidet sich jedoch ganz grundlegend von der "Kreditnot" im ersten Halbjahr 1924. Damals wurde in erster Linie darüber geklagt, daß die Landwirtschaft infolge der Inflation und der Stabilisierung von Betriebsmitteln entblößt sei, und daß ihr deshalb neue Mittel auf dem Kreditweg in möglichst großem Umfang zugeführt werden müßten. Das ist inzwischen in gewaltigem Umfang geschehen. Man schätzt den Gesamtbetrag der von der Landwirtschaft im Lauf von 1½ Jahren aufgenommenen Kredite auf 2,5 Milliarden Mark. Für die volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Summe muß man sich vergegenwärtigen, daß die gesamten jährlichen Ausgaben der Landwirtschaft für Kunstdünger nur etwa ½ Milliarde Mark betragen. Da in normalen Betrieben die Ausgaben für Kunstdünger etwa 50 % der gesamten Ausgaben für industriell erzeugte landwirtschaftliche Produktionsmittel betragen, so kann man den Gesamtbetrag, den die Landwirtschaft jährlich für solche Produktionsmittel ausgibt, auf etwa 1 Milliarde Mark schätzen, und die Landwirtschaft hätte demnach das 2½fache dieses Betrags als Kredite aufgenommen. Bei dieser Berechnung ist jedoch noch weiter zu berücksichtigen, daß die Gesamtaufwendungen der Landwirtschaft sich innerhalb dieses Zeitraums nur bei dem Kunstdüngerverbrauch, und zwar um einen Jahreswert von etwa 50 Millionen, gesteigert haben, und daß dieser Steigerung bei anderen Produktionsmitteln, vor allem auf Grund der in den Inflationsjahren geübten Vorversorgung in Maschinen, verringerte Käufe gegenüberstehen. Im ganzen dürften sich daher die Aufwendungen der Landwirtschaft seit der Stabilisierung überhaupt kaum gesteigert haben, und da im Sommer 1923 die Landwirtschaft in Gestalt der guten und völlig unverschuldeten Ernte von 1923 das gesamte Betriebskapital zur Erzeugung der nächsten Ernte als Eigentum besaß, wäre vom Gesichtspunkt der reinen Betriebsführung eine Kreditaufnahme überhaupt nicht erforderlich gewesen. Das bei sämtlichen landwirtschaftlichen Organisationen geübte allgemeine kritiklose Verlangen nach möglichst umfangreichen Krediten mußte die Gefahr der Überkonsumtion,

die schon durch den Übergang aus der Inflationskonjunktur in stabile Verhältnisse für den ganzen Berufsstand gegeben war, noch gewaltig verstärken. In der Tat ist das, was man heute unter Kreditnot versteht, nicht das unstillbare Verlangen nach der Zuführung neuer Kredite sondern die Last und die Folgeerscheinung jener damals im Übermaß aufgenommenen Schulden. Durch den Umstand, daß diese Schulden in kurzfristiger und daher für den landwirtschaftlichen Betrieb besonders drückender Form und zu einem unerträglich hohen Zinsfuß hereingenommen werden mußten, sind die Folgen dieser Maßnahme besonders deutlich geworden und haben zu einer akuten Notlage geführt. Wenn man aber, wie hier, eine Kreditaufnahme von derartigem Umfang und überhaupt eine Kreditaufnahme, die über den Betrag der produktiven Mehraufwendungen hinausgeht, als ein Unglück für die Landwirtschaft und eine durch allzu große Erleichterung mitverschuldete Fehldisposition betrachtet, so kann man es nur als ein relatives Glück bezeichnen, daß die Landwirtschaft durch diese beiden Umstände, die Kurzfristigkeit und den hohen Zinsfuß der Kredite, so rasch auf das Gefährliche dieses Weges aufmerksam gemacht und zum Abstoppen der Kreditaufnahmen gezwungen wird. Wäre es, was ja volkswirtschaftlich und währungspolitisch ausgeschlossen war, möglich gewesen der Landwirtschaft diese 2½ Milliarden zu einem Zinsfuß von 4 % und in der Form langfristiger Hypotheken zur Verfügung zu stellen, so hätte das zur Folge, daß die Landwirtschaft jetzt, statt die weitere Verschuldung einzustellen und sogar, wo es möglich ist, an eine gewisse Tilgung der Schuldenlast heranzugehen, vielleicht gar weitere 2½ Milliarden aufnahme und so den Substanzverlust ins Unermeßliche triebe.

Einige Worte sind noch zu den Rückzahlungen der Kredite zu sagen. Die Erscheinungsform, in der die Kreditschwierigkeiten sich für die Landwirtschaft gegenwärtig in erster Linie zeigen, besteht darin, daß Wechselkredite und sonstige kurzfristige Kredite in großem Umfang fällig geworden sind und jetzt nach der Ernte zur Rückzahlung präsentiert werden. Bei der Beurteilung dieser Rückzahlungen spielt in den Vorstellungen der Öffentlichkeit besonders der Posten von 290 Millionen Mark eine Rolle, der nach dem Dawesgesetz dieses Jahr aus dem Rentenbanklauf herausgezogen werden muß, und für den

landwirtschaftliche Wechsel eingelöst werden müssen. Die Rückzahlungsschwierigkeiten der Landwirte werden meistens mehr oder weniger auf diesen Posten zurückgeführt und mit ihm identifiziert. Tatsächlich ist jedoch, was der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt ist, diese Rückzahlung bereits erledigt. Von den 290 Millionen ist ein Betrag von 100 Millionen bereits vor etwa einem halben Jahr vorsorglich abgedeckt worden, und auch ein weiterer Betrag von 100 Millionen ist vor Fälligkeit zurückgezahlt. Für die restlichen etwa 90 Millionen ist durch die Zinsgewinne der Rentenbank (Treuhandkredite) ein Fonds geschaffen worden, der der Landwirtschaft bei Abdeckung dieser Kredite eine anderweitige Kreditaufnahme ermöglicht. Das Erträgnis der amerikanischen Rentenbankleihe braucht für den Zweck dieser Rückzahlung daher gar nicht einmal in Anspruch genommen zu werden. Selbst wenn aber ein Betrag von etwa 70 Millionen zurückzuzahlen wäre, dem eine neue Kreditmöglichkeit nicht gegenübersteht, so würde das auf die Gesamtheit der deutschen Landwirtschaft bei gleichmäßiger Verteilung nur einen geringfügigen Betrag, nämlich 2,50 Mark pro Hektar, 65 Pfennig pro Morgen, ausmachen. Wenn trotzdem die Landwirtschaft ungewiss durch die Rückzahlung von Krediten in Schwierigkeiten geraten ist, so muß die Ursache dafür an anderen Punkten gesucht werden. Vor allem in der Rückforderung privater Kredite. Daß solche Rückforderungen in großem Umfang stattfinden, wird schon dadurch glaubhaft gemacht, daß sich der Getreidehandel und die Mühlenindustrie infolge der spekulativen Käufe von Auslandsgetreide, die man im August in Erwartung der Zollwirkung vorgenommen hat, in großen Schwierigkeiten befinden, und gerade diese Kreise kommen als private Kreditgeber der Landwirtschaft ja in erster Linie in Betracht. Weiter befinden sich viele der Banken und Genossenschaften, die mit der Landwirtschaft arbeiten, selbst in Schwierigkeiten und werden daher bemüht sein ihre Außenstände einzutreiben. Die in der Öffentlichkeit so eindrucksvolle Summe von 290 Millionen, die nach den Dawesgesetzen zurückzuzahlen sind, muß daher im Verkehr der Kreditgeber mit dem einzelnen Landwirt allorts auch in denjenigen Fällen als Vorwand für Kreditkündigungen dienen, die mit der Verringerung des Rentenbankumlaufs nicht das geringste zu tun haben.

Kurze Chronik Bei Gelegenheit der Zolldebatten im Reichstag war mit völlig unzulänglichen Mitteln der Versuch unternommen worden sachliche Unterlagen für die geplanten Maßnahmen durch Befragung der Sachverständigen zu gewinnen. Es machte sich bei allen Parteien der Wunsch geltend diesen Versuch mit geeigneteren Mitteln zu wiederholen, und es ist daher beschlossen worden, daß im Lauf des Winters eine vom Reichstag und vom Reichswirtschaftsrat gemeinsam zu veranstaltende große *Enquete* über die agrarische und über die allgemeine Wirtschaftslage stattfinden soll. \diamond Am 28. Oktober hielt der Reichslandbund in Berlin eine erweiterte Vertreterversammlung ab, die als eine an Regierung und Öffentlichkeit gerichtete *Kundgebung über die Notlage der Landwirtschaft* geplant war. In einem eindrucksvollen Referat wies der Reichsernährungsminister darauf hin, daß ein großer Teil der auf der Landwirtschaft lastenden Notstände durch öffentliche Maßnahmen nicht zu beseitigen sei, und daß die Landwirtschaft daher gut tue sich vor allen Dingen auf den Weg der Selbsthilfe zu besinnen. Unter den Ausführungen der Landbundvertreter waren vor allem die Graf Kalckreuths bemerkenswert, der darlegte, daß die preisregulierende Tätigkeit der Reichsgroßhandelsstelle für die Landwirtschaft nicht nur schädlich gewesen ist, und der, wenn auch mit mancherlei Vorbehalten, sich für die Wiederbelebung einer derartigen Einrichtung aussprach. \diamond In Schweden macht die Elektrifizierung der Landwirtschaft immer größere Fortschritte. Ende 1924 wurden bereits 38% des anbaufähigen Bodens mit elektrischer Energie bewirtschaftet. Gegen 2% des schwedischen Nationalvermögens wurden für diesen Zweck angelegt. \diamond Der ordentliche Professor für landwirtschaftliche Betriebslehre an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule *Friedrich Aereboe* ist zum Honorarprofessor in der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin ernannt worden; es wurde ihm gleichzeitig ein Lehrauftrag für Landwirtschaftslehre und Landwirtschaftspolitik erteilt. \diamond Der ordentliche Professor an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule *Otto Eggert* folgt einem Ruf auf den Lehrstuhl der Geodäsie an der Berliner Technischen Hochschule, als Nachfolger K. Hausmanns. \diamond Der Oberförster *Fritz Röhrig* erhielt einen Lehrauftrag für Forstwissenschaft an der Universität Greifswald.

Kunstgewerbe / Otto Bratstkoven**Internationale
Ausstellungen**

Bei einer Inventaraufnahme der diesjährigen Ereignisse auf dem Gebiet des

Kunstgewerbes wird man nicht umhin können der internationalen Ausstellung für die dekorativen Künste und die moderne Industrie in Paris den ersten Rang zuzuerkennen. Was dort an Leistungen geboten wurde, entsprang zwar nicht immer dem Bestreben eine Spitzenleistung vollendetster Formbildung zu bieten, wies aber in der Gesamtheit eine derartige Hochform von Kultiviertheit und eine Repräsentation des gesamten europäischen kunstgewerblichen Strebens auf, daß man hier durchaus von einer Bilanz sprechen kann (bei der leider Deutschland infolge seines mehr bürokratisch-mechanischen als wirklich moralisch berechtigten Gekränktheits ausfiel). Wichtig ist, daß konventionell bei uns herrschende Ansichten, wie die von der angeblichen Rückständigkeit des französischen Kunstgewerbes, durch diese Ausstellung ad absurdum geführt wurden. Verschiedene Fachzeitschriften haben durch Bild und Schrift ein umfangreiches Bild der Pariser Schau zu geben versucht. In fast allen Aufsätzen kehrt die Behauptung wieder, daß in Paris vornehmlich ein Kunstgewerbe im fast unmittelbaren Anschluß an den "Jugendstil" vorhanden gewesen sei. Wie weit sie richtig oder schief ist, hängt wohl davon ab, ob die einzelnen ausgestellten Objekte mehr ein Produkt aus unmittelbarer Überführung der Materie in die Form oder aber formale Gebilde eines mehr auf den kultivierten Reiz eingestellten Schöpferwillens sind. Wird man sich dieser Alternative bewußt, so kommt man erst zu dem vollen Verständnis dafür, wie beklagenswert der Ausfall Deutschlands war. Während die übrigen Länder im allgemeinen in ihrem Kunstgewerbe den Charakter eines durchgängig guten, stets kultivierten, landeseigentümlich bemerkenswerten Formvermögens ausdrücken, gilt Deutschland als das Land, das in der letzten Zeit allen neuen Gedankengängen im Kunstgewerbe bis an die äußerste Grenze, bis zum Schematismus und zur Dogmenbeengtheit, nachgegangen ist. Hieraus eine Überlegenheit zu konstruieren, wie es von verschiedenen Stellen versucht wurde, ist weder zweckmäßig noch entspricht es den Tatsachen. Wenn gar behauptet wurde, daß das Fehlen der Deutschen in Paris allein schon die ganze Ausstellung we-

senlos gemacht hätte, so erinnert dies an jene von der Kriegszeit her bekannte anmaßende Art, die nichts außer den eigenen Erzeugnissen gelten ließ. Das Fehlen des deutschen Kunstgewerbes in Paris ist vielmehr deshalb so bedauerlich, weil die Deutschen hier, wie auf vielen anderen Gebieten, in dem Ruf stehen, daß sie eine Idee unabgelenkt bis zum Ende durchzudenken pflegen und selten geneigt sind das Neue selbstsicher einer Traditionskette anzufügen. Also nicht deshalb, weil sie mit ihren Leistungen in Paris Bewunderung erregt hätten, sondern weil sie vielleicht hätten zeigen können, bis zu welchem Grad die formale Auswertung des modernen Kunstgewerbes möglich ist.

Von diesem Gesichtspunkt aus war für Deutschland die Beteiligung an der Kunstgewerbeausstellung in *Monza*, für die sich vornehmlich der Deutsche Werkbund verwendet hatte, ein schlechter Ersatz. Der beschränkte Raum verhinderte eine vollkommene Darbietung; ganz abgesehen davon, daß diese Ausstellung trotz ihrer Internationalität die lokale Note nicht abzustreifen vermochte. Nichtsdestoweniger beherrschte eine vornehme Geschlossenheit in der Wirkung diese Ausstellung, in der die Deutschen mit ihren Gegenständen zur Raumausstattung, wenn man von einem rokokohähnlich ausgestatteten Porzellanraum absah, am modernsten und in der Qualität auch am überzeugendsten waren. Das machte allerdings die Nichtbeteiligung an der Pariser Ausstellung nicht wett.

**Wettbewerb
Flughafen
Berlin**

Ein Hinweis auf den kürzlich entschiedenen Ideenwettbewerb für das Hauptgebäude des Zentralflyhghafens Berlin auf dem Tempelhofer Feld ist deshalb am Platz, weil hier eine Bauaufgabe gestellt wurde, die ohne Präzedenzfall war und infolgedessen auch geeignet schien das baukünstlerische Schöpfervermögen zu reizen. Wenn das Ergebnis dieses Wettbewerbs dennoch wenig Bedeutendes zeitigte, und wenn die nur 69 eingereichten Arbeiten, bis auf wenige, nicht überzeugende Lösungen aufwiesen, so meint der Außenstehende, daß das baukünstlerische Schöpfervermögen der Gegenwart versiegt wäre. Für den Eingeweihten jedoch ist es klar, daß sich die wirklich schöpferischen Kräfte angesichts eines ebenso altertümlich-doktrinären wie in seiner Meinung verknöcherten Preisgerichts absichtlich ferngehalten haben. Ein 1. Preis wurde nicht verteilt. Von den übrigen 3 Preis-

trägern des 2. Preises können wenigstens die Architekten Paul und Klaus Engler und Walter Kuhnert und Karl Pfeiffer das für sich in Anspruch nehmen, daß ihre Lösungen das Gepräge einer sachlichen und gegenwärtig-lebendigen Architektur tragen, die sich nicht in dekorative Spielereien verliert. Dennoch ist in diesen Baulichkeiten das Wesentliche der neuen Möglichkeiten nicht erreicht worden. Eher könnte man von ihnen sagen, daß sie etwa dem Charakter von Bahnhöfen, Kaufhäusern oder Theatern entsprechen. Die Zweckbestimmung des Flughafens jedoch verlangte völlig neue Momente. Diese kommen in dem Entwurf des Architekturbureaus Bau und Einrichtung (Paul Mahlberg und Heinrich Kosina) zur Geltung, wie es auch das Protokoll der Flugsachverständigen anerkennt. Über die rein architektonische Leistung dieses Entwurfs ließe sich vielleicht streiten. Die bewußte Einschaltung möglichst reibungsloser Verkehrskurven zur An- und Abfahrt dagegen scheint in ihm unbedingt beachtenswert und in ihrer Weise auch geeignet Anknüpfungspunkte für die zweck- und zukunfts-gemäße Ausgestaltung von Flughäfen zu geben.

Gartenbau Die Juryfreie Kunstschau in Berlin hatte im Verein mit der Deutschen Gartenbau-gesellschaft in diesem Jahr auch der Gartenarchitektur Raum gegeben. Dieses bemerkenswerte Bemühen lenkte zugleich die Aufmerksamkeit auf die Gartenbaukunst überhaupt, die als künstlerische Bemühung gerade für die Gegenwart besondere Schwierigkeiten bietet. Was die Gartenausstellung in der Juryfreien Kunstschau betrifft, so kann man sich der Ansicht nicht verschließen, daß zwar durch die Anlage von Rasenflächen, Beeten, Hecken, Bogenwänden und die Aufstellung von Plastiken an Stelle der frühern Öde dem Glaspalast eine gewisse Frische verliehen wurde, daß aber die grünen Räume von einer Biederkeit beherrscht waren, die durch die meisten der dort aufgestellten Plastiken sogar in die Sphäre des Spießbürgerlichen hineinreichte. Ein wenig erfreulicher sah es in dem Raum aus, der mit photographischen und gezeichneten Darstellungen von Gartenarchitekturen ausgestattet war. Über den Durchschnitt ragten nur die Entwürfe der Architekten Erich Pepinski und Georg Bela Pniower hervor, die wenigstens den beachtenswerten Versuch unternahmen die Zusammenfassung von Architektur und

Flora einer Idee zu unterstellen, ohne der Gefahr der Niedlichkeit zu verfallen. Die Aufgaben in dieser Gattung, wie sie frühere Jahrhunderte, zumal das Barock, in wahrhaft imponierender Weise gelöst haben, werden nun allerdings für unsere Zeit kaum in Betracht kommen. Es kommt hinzu, daß die rigorose Formklarheit und unabschweifende Sachlichkeit unserer Architektur dem systemlosen Wachsen der Gartenerzeugnisse sehr wenig entgegenkommt. Eine bewußte Beschränkung des Wachstums dagegen, wie sie im Rokoko beliebt war, könnte zwar der heute vornehmlich auf Horizontale und Vertikale eingestellten Architektur angepaßt werden, entspräche aber, wie man meint, nicht der Anschauung unserer Epoche. Dennoch liegen hier offenbar Möglichkeiten einer Verbindung von konstruktiv geschlossener Architektur und wildwuchernder Natur. Allerdings stehen solche Bestrebungen noch in den Anfängen, da es noch an Erfahrungen fehlt, jedenfalls bei denjenigen Architekten, deren Tätigkeit meist mit dem Bau des Hauses abgeschlossen war, während der Gärtner das Grün nach dem Wunsch des Besitzers zu liefern hatte. Unbedingt sind der Gartenbaukunst noch viele Aufgaben auch auf dem Gebiet des Städtebaus gestellt, da das "Künstlertum" der städtischen Gartenbaudirektoren sich darin erschöpft Grünflächen an stets rund ausgebildete Wege zu legen, deren Unzweckmäßigkeit jedem Großstadtbewohner nur zu bekannt ist. Immerhin sind auf dem Gebiet der Gartenkunst in Verbindung mit Architektur schon einige wegweisende Publikationen zu verzeichnen. Es sei vor allem auf die von Oskar Kühl in Gemeinschaft mit Karl Foerster und Camillo Schneider herausgegebene Zeitschrift Gartenschönheit hingewiesen. Ausgehend von der Versenkung des Garten- und Blumenfreundes in die lebensvolle Natur kommt man zu einer gleicherweise anregenden und belehrenden Betrachtungsfülle, deren wesentliches Merkmal darin besteht, daß sowohl der Fachmann wie der Liebhaber, angeregt außerdem noch durch mustergültiges Bildmaterial, einzigartig auf seine Rechnung kommt. 2 im Verlag der Gartenschönheit in Berlin veröffentlichte Schriften: Das Rosenbuch und Einjahresblumen, unterstützen die Bemühungen der Zeitschrift nicht unbeträchtlich. Beide Publikationen können als Handbücher der Gartenkunst bezeichnet werden, die ebenso belehrend wie ästhetisch erfreulich sind.

Kurze Chronik Das Projekt eines *Wolkenkratzer am Rhein* hat in Köln lebhaftige Opposition hervorgerufen. Natürlich, soweit es sich jetzt schon übersehen läßt, wird dieses Projekt entweder ganz fallengelassen oder wesentlich abgeändert werden. \diamond Der *Bahnhof Friedrichstraße* in Berlin wurde nach seinem Umbau Anfang Juli endgültig seiner Bestimmung zugeführt. Der Eindruck der Gesamtanlage ist trotz seinem Kompromißcharakter nicht ungünstig, so daß Berlin nun endlich einen ansprechenden modernen Bahnhofsbaubau besitzt, der freilich durch die Frakturanschriften verunstaltet wird (siehe auch die Rundschau Verkehr, 1923 Seite 260 und folgende). \diamond Die *Osthaussche Vorbildersammlung*, die eine Reihe vorbildlicher Stücke des deutschen Kunstgewerbes enthält, wurde im Juli vom Krefelder Museum erworben. Doch soll sie unter dem Titel Deutsches Museum für Kunst und Kunsthandwerk auch in anderen Städten Deutschlands gezeigt werden. \diamond Der Direktor der Kunstgewerbe- und Handwerksschule der Stadt Köln *Martin Elsässer* folgt einem Ruf auf den Posten des Stadtbaudirektors nach Frankfurt am Main. \diamond Als neuer Direktor der Preussischen Porzellanmanufaktur wurde *Nicola Maufang*, bisher Leiter der Badischen Majolikamanufaktur, nach Berlin berufen.

Literatur Von *Paul Schultze-Naumburgs* Schrift *Der Bau des Wohnhauses* ist der 2. Band erschienen /München, Georg D. W. Callwey/. Er beschäftigt sich vornehmlich mit der Formenbildung der Inneneinrichtung (Wände, Möbel, Stoffe, Lampen, reine Schmuckgegenstände) und der Gärten, Terrassen und Höfe. Das Durcharbeiten der zahlreichen Möglichkeiten muß ebenso wie die unbestreitbare Kultiviertheit des Verfassers anerkannt werden, während seine praktische Betätigung in der Aufführung biedermeierlicher Baukomplexe unbedingt abzulehnen ist. Allerdings ist es die Bewegung auf einer Ebene, die weit von uns abgerückt scheint. Die gutgewählten Abbildungen mit ihren kritisch hinweisenden Unterschriften erregen Interesse. Aber die heutige Zeit mit ihren neuen Konstruktionen und Bauweisen fehlt allzu auffällig. \diamond Von dem *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler*, Georg Dehios überragender Tat, ist der 3. Band, Süddeutschland, in neuer, 3. Auflage erschienen /Berlin, Ernst Wasmuth/. Gerade dieser süddeutsche Band, der in

seiner Vollkommenheit und Übersichtsfülle einzigartig dasteht, wurde, da vergriffen, stets von den Kunstfreunden außerordentlich vermisst. Wenn er jetzt endlich in neuer Auflage wieder zu haben ist, so ist nicht allein diese Tatsache lobenswert, sondern man empfindet eine Art Ehrfurcht vor einem Werk, das ebenso von immensem Fleiß wie aus unermüdlicher Einfühlung geschaffen ist. \diamond Die Inflation der Großstädte und ihre Heilungsmöglichkeit behandelt *Erich Gloeden* /Berlin, Architekturverlag Der Zirkel/. Die der Meinung sind, daß das Großstadtproblem nicht sowohl durch eine fortwährend sich steigernde Anhäufung der Verkehrsfahrzeuge als vielmehr in einer höchstmöglichen Reduzierung der Verkehrsbewegungen zu lösen sei, werden in dieser Schrift gutes Tatsachenmaterial und sichere Gedankengänge finden.

EINZELNES

Neuerscheinungen

Legenden und Volksmärchen Carl Einstein gab einen Band *Afrikanische Legenden*, mit einer guten Einbandzeichnung von Alexander Mathey, heraus /Berlin Ernst Rowohlt/. Die Legenden sind wissenschaftlichen Zeitschriften entnommen. Manchmal ist auch der Versuch gemacht worden die Neger Sprache und ihre Grammatik so weit wie möglich nachzumachen. Es heißt da zum Beispiel nicht: Es waren ein Mann und eine Frau, sondern »Mann und Frau waren«. Das Gewicht des Dingworts wird offenbar durch keinerlei einschließendes Satzgebäude irgendwie geschwächt. Nicht der Bau des Satzes mit seinen verschiedenwertigen Gliedern ist das Wesentliche, sondern es sind die Dinge selbst. Und da bei uns den Dingen allmählich alle Kraft zu schwinden schien, ist uns heute die Kunst der Primitiven so unerhört groß. Unsere Logik hatte auf die eine Seite das Individuum mit all seinen tausend halb zufälligen Merkmalen gestellt und auf die andere Seite den leeren Begriff: hier Kunst, da Wissenschaft. Daß aber ein Ding typisch sein könne und doch voll Leben, das ist eine Erkenntnis, um die unsere Zeit heute wieder neu ringt, und die die afrikanische bildende Kunst uns neu erschließt. Sehr komisch ist manchmal die Kindlichkeit. Von dem Helden Libanza wird erzählt, daß er, um einen Weg bequemer machen zu können, seine Feldherren alle auf ein Blatt stellt, es zusammenrollt und in sein Nasenloch

steckt. Auch wollte er, als er geboren werden sollte, nicht auf die gewöhnliche Weise kommen, und als seine Mutter ihm vorschlägt ihn durch das Ohr zu gebären, lehnt er das wegen des Ohrenschmalzes rundweg ab.

Die außerordentlich schöne Sammlung der Bücher des Mittelalters, herausgegeben von Friedrich von der Leyen /München, F. Bruckmann/, brachte jetzt einen Band *mittelalterlicher Märchen, Schwänke und Fabeln*. Die Geschichten sind wie ein Wundertepich: ganz über die Maßen farbig und übermäßig reich im Ornament. Hier in der Zeichnung etwas einfacher und größer und dann wieder ausziseliert bis zu den feinsten Linien so wie die in den Text eingestreuften Miniaturen jener Zeit. Aber durch alle Verschiedenheiten geht immer der selbe weite und große Zug, der die Welt mit Lebensfreude und Saft ausgefüllt sieht; auch die Liebesdinge hat man wohl zu seiner Zeit mit so viel junger Begeisterung gefühlt. Überall die Lust der Produktivität mit ihren oft grausamen und zerstörenden Trieben. Unsere früheren Schulvorstellungen von dem dunkeln Mittelalter werden wohl nun endgültig verschwinden. Die Einleitungen sind in einem nicht angenehmen Ton geschrieben: von »Liebesglück und Sinnenlust« und der »lichten Heldengestalt«, dem »Kind des germanischen Waldes« erzählen sie, wie ein Oberlehrer, der in Begeisterung ist; doch vergißt man sie rasch über dem wirklichen Inhalt des Buches, der einen sofort gefangen nimmt. Die beigegebenen Bilder sind sehr verschieden im Stil: einige ganz geistig, wohl aus frommen Büchern genommen, mit strengen Engeln und armen Sündern in der Folter; andere dann aber so heiter und frei wie die Geschichten, teilweise mit einer weit ausgemalten Landschaft mit grünen Fernblicken, und dann wieder nur als Randleisten mit Menschen- und Tierfiguren eingeflochten, sehr heiter, sehr verliebt und so ganz klar in dem allen.

Die 4 Bände *Russische Volksmärchen*, aus dem Russischen nacherzählt von Xaver Graf Schaffgotsch, mit farbigen Bildern von Ellen Beck /Leipzig, Abel & Müller/, sind überaus reizend, zum Teil auch sehr unterschieden von den unseren. Es ist oft so eine sehr rührende besondere Geduld und Gutmütigkeit in ihnen, man könnte fast sagen Güte. Die endlosen Wiederholungen, die ja bei allen Märchen sind, haben da noch ein ganz eigenes Gesicht. Mit der gleichen Ehrfurchtigkeit wird immer wieder das

selbe erzählt, auch wundert sich offenbar keiner, wenn die Geschichte ganz ohne Pointe abschließt. Gar nicht dazu passen aber leider die Bilder. Sie sind eben nur ein Produkt der Russenmode, die vor kurzem herrschte. Es bleibt auch bei ihnen die gute Tradition in der Farbe und in der flächenhaften Auffassung der Komposition, aber mit wirklicher Volkstümlichkeit haben sie nichts zu tun.

Lisbeth Stern

Jugendbücher Ein außerordentlich gutes Jungensbuch Die letzten wilden Indianer der Pampas von L. V. Manfilla /Leipzig, F. A. Brockhaus/. Ich hatte übrigens wieder den Eindruck, daß die Schilderungen fremder Völker im allgemeinen viel besser bei denen herauskommen, die in irgendwelcher bestimmten Absicht hingegangen sind, auch selbst in feindlicher, als in den Reiseberichten der Wissenschaftler. Deren Beobachtungsstandpunkt läßt die Dinge nicht recht lebendig werden, und ich glaube auch nicht einmal, daß, von Einzelforschungen abgesehen, das Gesamtbild richtig sein kann. Das Verstehen kann ja nicht nur von einer Seite ausgehen, es muß ein gegenseitiges sein, und das wiederum setzt irgendeine gemeinsame Basis voraus: Kampf, Geschäft, Arbeit oder gemeinsame Not, aber jedenfalls müssen Wechselbeziehungen sein. Mit einem Zusehen, auch selbst mit noch so viel Menschenliebe, ist es nicht getan. So kommt es wohl, daß dieser Bericht des Obersten Manfilla, der hinging, wie ein Soldat zu Soldaten geht, so lebendig wirkt. Er hatte von der argentinischen Regierung 1870 den Auftrag erhalten dem Stamm der Rankelen, im Innern Argentiniens, einen Friedensvertrag vorzulegen. Es handelte sich um die Festlegung der Grenzen und um einige Lieferungsverträge. Gewiß ärgert man sich über allerhand Bramarbasieren und über die Dummheit der leeren Reflexionen über Nächstenliebe und Christentum. Aber trotzdem steht Manfilla doch mitten darin. Auch ist, trotz all den Verschiedenheiten zum Beispiel im Ehrgefühl und in den Rechtssachen, bei diesen Verhandlungen doch die Welt ziemlich die selbe: Einer will dem andern imponieren, durch Kraft und Tapferkeit und Schlaubeit und lange und kluge Reden; sie verstehen sich darin. Und einige Tatsachen gehen ja wirklich durch die ganze Welt, vor allem das Vorrecht der Mächtigen. Der eine Indianer sagt: »Es ist genau wie bei euch,

der Arme ist immer der Geprellte.«
Übrigens ist es merkwürdig, wie diese Indianer nach der Schilderung Manfillas so sehr an die Zigeuner erinnern: nicht nur die bekannte Abneigung gegen Seßhaftigkeit, überhaupt gegen regelmäßige Arbeit, auch der Respekt, den sie vor jeder List, auch vor dem Stehlen, haben, und schließlich auch die Art ihrer Stammesgruppen, die sehr eng, aber eigentlich ohne Gruppensubordination zusammenhalten.

Im Tal der Hoffnung, eine Erzählung von Erik Hansen, mit farbigen Bildern von A. Löffler und Zeichnungen von Jos. Engelhardt /München, Georg W. Dietrich/ ist ein Jungensbuch, das wohl mit viel Freude und Spannung und Tränen aufgenommen werden wird. Es handelt sich um 2 Knaben, die von einem sich loßbreißenden Fesselballon nach Grönland verschlagen werden, dort zuerst einige Wochen in schrecklicher Einsamkeit verleben, dann aber von einem dort ansässigen Dänen aufgefunden werden, in dessen Haus sie dann den Winter verbringen. Abenteuer, Edelmut, junge Liebe, ein guter Ausgang: alles findet man da. Auch die Bilder, besonders die Engelhardts, sind recht gut.

Das Buch Raoul H. Francés Die silbernen Berge, eine historisch-naturwissenschaftliche Erzählung, mit Bildern von Fritz Bergen /Stuttgart, Levy & Müller/ ist bunt, ja überreich an Handlung, mit weiten Perspektiven in die Geschichte des 16. Jahrhunderts. Es gibt von dem Städtewesen jener Zeit, von ihrer Phantastik und ihrem dunkeln und verwirrten Suchen nach Gott ein recht lebendiges Bild.

Die Erlebnisse einer Familie mit ihren 3 Kindern und ihren Freunden werden von Anni Richter in ihrem Buch Sonniges Kinderland /Stuttgart, K. Thienemann/ offenbar nach dem Leben erzählt. Das Buch ist voller Honigseim, voll Glück und Güte. Es könnte aber geradezu ein Beweis dafür sein, daß die Unwahrheiten nicht erst mit den Reflexionen zu kommen brauchen, sondern daß das Leben selbst schon ganz unecht gelebt werden kann. Die Verfasserin wird sicher betonen, daß tatsächlich alles so gewesen sei. Trotzdem ist es falsch.

Sehr viel besser ist der Waldhof von Julius Lerche, mit Bildern von Fritz Lang /Stuttgart, K. Thienemann/. Es sind das Naturbeobachtungen, mit ganz einfachen Erzählungen verknüpft. In alledem ist viel Wärme und Ruhe, und die Romantik, die das Ganze trägt, ist natürlich und schlicht. Lisbeth Sterz

Kinderbücher Eine Anzahl von besonders schönen Märchen von Grimm (Der Froschkönig), Andersen (Däumelieschen), Leander (Vom unsichtbaren Königreiche) und Schwab (Die Schildbürger) enthalten die Märchen-, Sagen- und Geschichtenbücher des Verlags Georg W. Dietrich in München, alle in besonders guter Ausstattung, für die Augen einladend und hell. Leider sind die Illustrationen nicht auf der Höhe; am ehesten wohl noch die Schwarzbilder von L. Göbell zu den Schildbürgern. Es ist sonderbar, daß unser Jahrhundert, das sich so eindringlich und auch aufrichtig um die Seele des Kindes bemüht, nicht bessere Kinderkunst hervorbringt. Überall spürt man Absichtlichkeit, und nirgends ist der selbstverständliche Ton, wie ihn Poggi hatte, der nicht anders zeichnen und schreiben konnte als er es tat.

Ganz anders hierin sind die *Nürnbergger Jugendbücher* des Bingverlags in Nürnberg. Seine Illustrationen sind zwar durchaus unkünstlerisch, machen aber dafür auch gar keine Präntentionen, und ich glaube, sie werden den Jungen durchaus lieb sein. Es sind da die Reisen Gullivers, Till Eulenspiegel und Musäus' Rübezahl. Ich glaube kaum, daß Musäus mit seiner geistreichen, barocken und spielerigen Phantasie, so reizend sie auch oft ist, sich bei den Kindern einbürgern kann. Wundervoll einfach daneben ist aber der Gulliver. Da ist wirklich nur erzählt, und all die phantastischen Schnurren wirken durch diesen nüchternen Ton einfach wie nackte Tatsachen. Und darin trifft er wohl das, was die Jugend heute will, am allerbesten.

Auf einem hohen Niveau steht *Ottolie Kollwitz'* Buch vom kleinen Peter /Berlin, Euphorionverlag/. Es ist die Geschichte vom Kindchen, bevor es zu seinen Eltern kommt, und von seiner ersten Zeit zu Hause, in bunten Holzschnitten mit Begleitversen. Die Welt in dem Buch ist reizend: bunt, heiter, voll von Phantasie, ohne in Phantastik zu gehen, im Gegenteil sehr gesund und fest. Die Bilder haben wohl noch etwas von Kunstgewerblichem an sich und sind vielleicht für Kinder auch nicht so unbedingt kenntlich (was aber sicher nur ein Anfängerehler ist). Dafür sind die Verse von ganz besonderer Natürlichkeit und Einfachheit, und auch die schön gereimte Art des Erzählens ist für Kinder ganz leicht faßbar. Von der Verfasserin würde man deshalb gern mehr Kinderbücher haben wollen. Lisbeth Sterz